

3 Kopräsenz und Sprache: Sprechen-und-Zuhören und mehr

Kopräsenz ist das soziale Zuhause der Sprache(n). Das macht Kopräsenz speziell für die Sprachwissenschaft so interessant. Gleichwohl gibt es ein Spannungsverhältnis zwischen Kopräsenz und Sprache. *Zum einen*, und das haben wir in den ersten beiden Kapiteln ausgeführt, ist die Sprache in diesem Zuhause nur eine Gästin; sie ist dort nicht allein, und es braucht sie nicht, damit Kopräsenz zustande kommt und Interaktion anlaufen kann. Man kann wahrnehmen, dass man wahrgenommen wird, auch ohne dass dabei (schon) gesprochen und zugehört wird. Das ist die eine Seite der Medaille. *Zum anderen*, und das wollen wir in diesem Kapitel ausführen, geht Sprache nicht in Interaktion auf. Obgleich ein einzigartiges Kommunikationsmedium, das die Interaktion maßgeblich prägt und aus ihr onto- wie phylogenetisch hervorgeht und hervorgegangen ist, ist die Sprache auch in Zusammenhängen zuhause, die nicht auf Kopräsenz angewiesen sind und die nicht einmal in allen Fällen überhaupt genuin sozialer Natur sind. Sprache ist mehr als nur ein Kommunikationsmedium. Das ist die andere Seite der Medaille. Wir werden dazu zunächst einen systematischen Blick auf das Auftauchen von Sprache in verschiedenen Zusammenhängen werfen, bei dem wir uns an der systemtheoretischen Unterscheidung von sozialen, psychischen, biologischen und künstlich-maschinellen Systemen orientieren. Dass Sprache in all diesen Systemen zuhause ist, also neben der kommunikativen auch eine kognitive, eine biologische und eine rechnerische Relevanz hat, ist für die Einschätzung der Erscheinung und Funktion von Sprache in kopräsenzbasierter Interaktion sehr wichtig – und für die disziplinäre Einheit der Sprachwissenschaft nach wie vor eine große Herausforderung.

Aber auch wenn man im Bereich der Kommunikation und damit in der sozialen Welt bleibt, tut sich neben der Interaktion ein weiterer Zusammenhang auf, der über das Sprechen-und-Zuhören unter Anwesenden grundsätzlich

hinausreicht: die Kommunikation mit und durch Schrift. Dass man lesend und schreibend kommunizieren kann, hängt ja nicht davon ab, dass Schreibende und Lesende in irgendeiner Form kopräsent sind, d.h. wahrnehmen können, dass sie einander wahrnehmen. Im Gegenteil begründet der Austausch mit und durch Schrift eine Kommunikation, die sich weitgehend abkoppelt von (physischer und sozialer) Anwesenheit und mit *Lesbarkeit* eine alternative Kommunikationsbedingung begründet. Wir werden darauf näher eingehen, weil Kopräsenz in ihrer Eigenschaft als Kommunikationsbedingung vor dem Hintergrund ihrer Alternativen noch einmal an Profil gewinnt.

Etwas anderes kommt schließlich noch hinzu: Kopräsenz ist zwar das soziale Zuhause der Sprache, in dem die Sprache nur zu Gast ist. Aber mit diesem Gast ändert sich grundlegend das, was Kopräsenz ausmacht. Das Zuhause bleibt nicht das Gleiche, wenn Sprache im Spiel ist. Man kann auch sagen: Sprache trägt als evolutionäre Errungenschaft maßgeblich zu einer charakteristischen Konfiguration von Kopräsenz bei. Wir werden deshalb zum Abschluss des Kapitels Sprache in ihrer Funktionalität als Ressource der Interaktion thematisieren und mit der humanspezifischen Sensomotorik und der Architektur zwei weitere wichtige Ressourcen der Interaktion skizzieren. Es zeigt dies noch einmal, dass mit dem Sprechen-und-Zuhören unter Anwesenheit immer schon mehr im Spiel ist als nur Sprache.

Wo Sprache überall zuhause ist: Gesellschaft, Bewusstsein, Leben und Rechner

Das natürliche Zuhause von Sprache, von dem Goffman gesprochen hat, ist ein genuin *soziales* Zuhause. Kopräsenz steht für das soziale Zuhause, in dem Sprache phylogenetisch entstanden ist und in dem Sprache bis heute in der Ontogenese immer wieder auftaucht. Gleichwohl ist Sprache schon längst nicht mehr auf Kopräsenz und Interaktion beschränkt. Sprache ist auch in anderen Zusammenhängen zuhause. Das macht die Sache kompliziert. Jedenfalls wird sie komplizierter, als Goffman selbst, die Ethnomethodologie und die ihr folgende Konversationsanalyse sie gesehen haben, weil sie sich bekanntlich nicht primär für Sprache, sondern für Interaktion interessiert haben. Es kommt hinzu, dass die kopräsenzbasierende Interaktion in den genannten und anderen Ansätzen oftmals mit Sozialität gleichgesetzt wurde, so dass die soziale Wirklichkeit mehr oder weniger rückstandsfrei »mikrosoziologisch« auf die Sozialform der Interaktion bezogen werden konnte. Für diese »Interaction only«-Theorien, zu

denen prominent der symbolische Interaktionismus gehört, vollzieht sich Gesellschaft ausschließlich in und durch Interaktion zwischen (mindestens) zwei Personen. Das erinnert in dem Postulat einer grundsätzlichen Primordialität der Interaktion nicht zufällig an den Mythos Kopräsenz mit seiner Stilisierung der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit der »Face-to-face«-Interaktion.¹ Auch die Grundhaltung der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, die Relevanz sozialer Kategorien von ihrer Relevanzsetzung in und durch Interaktion abhängig zu machen, lässt sich als Gleichsetzung von Interaktion und Gesellschaft (miss-)verstehen und ist deshalb oftmals als »reduktionistisch« kritisiert worden.² Im Gegensatz dazu gehen wir davon aus, dass Kommunikation (darunter insbesondere Kommunikation mit und durch Sprache) auch ohne Kopräsenz möglich ist. Wenn dem nicht so wäre, könnte man Kopräsenz gar nicht als Kommunikationsbedingung einführen; dieses Verständnis lebt ja gerade davon, dass es Alternativen zu Kopräsenz gibt, die Kommunikation jenseits physischer und sozialer Anwesenheit möglich und wahrscheinlich machen. Interaktion ist entsprechend nicht mehr und nicht weniger als ein Spezialfall von Kommunikation. Es gibt also, anders gesagt, kommunikative Alternativen zur Interaktion, die soziale Situationen unabhängig von Anwesenheit begründen und in denen Sprache genauso zuhause ist. Diesen Gedanken wollen wir im Folgenden in mehreren Schritten entfalten.

Am Anfang steht die soziologische Einsicht, dass Sprache nicht für sich genommen existieren kann, sondern (wie ein »Parasit«) auf größere Funktionszusammenhänge angewiesen ist, innerhalb derer sie entsteht und von und mit denen sie »lebt«. In genau diesem Sinne ist die kopräsenz-basierte Interaktion nicht nur ein soziales Zuhause, sondern auch eines der Wirtssysteme von Sprache. Wenn man diese Funktionszusammenhänge als *Systeme* bezeichnet, ist die Sprache selbst kein System, sondern ein *Medium*, das in solchen Systemen im Zuge der Koevolution auftaucht und zur Konfiguration und Weiterentwicklung dieser Systeme entscheidend beiträgt.³ Das umfasst mehr als nur soziale Systeme, aber eben auch die Binnendifferenzierung sozialer Systeme, wie wir im Rekurs auf die soziologische Systemtheorie veranschaulichen wollen. Speziell die Binnendifferenzierung sozialer Systeme erlaubt mit der Trias von Interaktion, Organisation und Gesellschaft eine fundierte Abgrenzung von der o. kritisierten Gleichsetzung von Interaktion und Gesellschaft, auf die wir deshalb näher eingehen wollen. Nur die Interaktion ist letztlich auf Kopräsenz als Kommunikationsbedingung angewiesen, während Organisationen in einem viel voraussetzungsreicheren Sinn auf Mitgliedschaft und Gesellschaft in einem viel weiteren Sinn auf Erreichbarkeit beruhen. Wer von Kopräsenz als

Kommunikationsbedingung reden will, darf also von Mitgliedschaft und Erreichbarkeit als alternativen Kommunikationsbedingungen nicht schweigen.

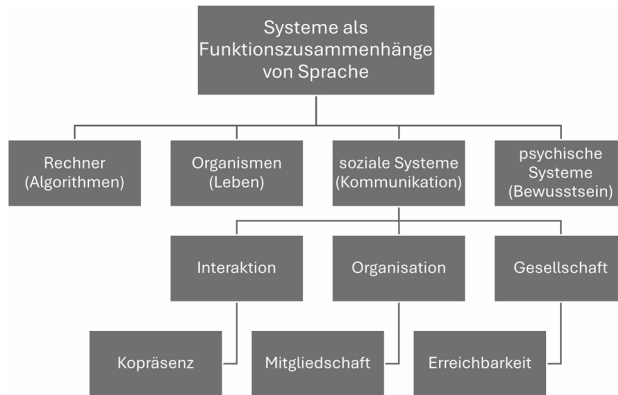
I.

Wenn man nicht von Kopräsenz und Interaktion ausgeht, sondern von der Sprache her denkt, lässt sich nicht übersehen, dass Sprache nicht nur in verschiedenen sozialen Zusammenhängen zuhause ist, sondern auch in anderen Funktionszusammenhängen außerhalb der Kommunikation, die nicht in Gesellschaftlichkeit (im weitesten Sinne) aufgehen, sondern in der Form von Bewusstsein, Leben und Maschinen eigenständige Systeme bilden.⁴ Wir grenzen Kopräsenz als natürliches Zuhause der Sprache also durch zwei Unterscheidungen ab: *erstens* durch die Unterscheidung von anderen Fällen von Kommunikation und *zweitens* durch die Unterscheidung von nicht kommunikativen Funktionszusammenhängen. Diese beiden Unterscheidungen sind wichtig, weil man sonst die Besonderheit der auf Kopräsenz gründenden Interaktion nicht versteht – und erst recht nicht die Rolle von Sprache im Kontext der Interaktion. Die eingeführten Unterscheidungen lassen sich im Rekurs auf die neuere soziologische Systemtheorie verständlich machen, in der sie systematisch reflektiert werden. In dieser Theorie werden verschiedene Gegenstandsbereiche im Sinne unterschiedlicher Systeme definiert. Die Übersicht in Abbildung 10, die ein von Niklas Luhmann eingeführtes Schema aufnimmt (und leicht modifiziert), verdeutlicht den Grundgedanken und die sich daraus ergebenden Implikationen.

Auf der obersten Ebene der Übersicht stehen verschiedene Funktionszusammenhänge, in denen Sprache auftaucht und relevant wird und die als jeweils eigenständige Systeme aufscheinen. Es sind »Forschungsgegenstände [...], die Merkmale aufweisen, die es rechtfertigen, den Systembegriff anzuwenden«.⁵ Rechner, Organismen, soziale Systeme und psychische Systeme sind nicht mehr und nicht weniger als mögliche Gegenstandsbereiche. Dass sich über die Beobachtung dieser Systeme so unterschiedliche Disziplinen wie die Soziologie, die Psychologie oder die Biologie konstituieren, könnte man gutwillig als Beleg für die heuristische Fruchtbarkeit der Unterscheidung ansehen: Neben sozialen Systemen, deren Operationsmodus die Kommunikation ist, gibt es psychische Systeme (die auf Bewusstsein bzw. Kognition beruhen) und biologische Systeme (z.B. neurobiologischer Natur), die auf Leben beruhen. Hinzu kommen schließlich maschinelle Systeme, die z.B. auf Algorithmen beruhen, wenn man aktuell z.B. an Computer bzw. Rechner

denkt.⁶ Im Original der in Abbildung 10 aufgenommenen Übersicht ist dazu von »Maschinen« (anstelle von Rechnern) die Rede. Wir verstehen das so, dass es um eine Alternative zu sozialen und psychischen Systemen und zu Organismen geht, die auf *Technik* beruht – und nicht auf *Kommunikation*, *Bewusstsein* oder *Leben*.⁷ Es ist offenkundig, dass mit diesen Gegenstandsbereichen dann wie schon erwähnt Disziplinen wie die Soziologie, Psychologie, Biologie und Computerwissenschaft verbunden werden können. Interessant(er) für unseren Zusammenhang ist zunächst, dass Sprache in allen diesen Systemen auftaucht und Sprache und Sprachlichkeit für alle diese Systeme – wenn auch in jeweils sehr unterschiedlicher Weise – von großer Relevanz ist. Für soziale und psychische Systeme liegt die Sprachlichkeit kommunikativer und kognitiver Prozesse auf der Hand, weil sie beide – im Unterschied zu Maschinen und Organismen – auf »Sinngebrauch« beruhen.⁸ Aber auch die auf Algorithmen beruhende Sprachverarbeitung und die Neurobiologie der Sprache stehen für mögliche Gegenstandsbereiche der Linguistik, auch wenn es dabei dann nicht um so etwas wie »Sinn« gehen kann. Es gibt also keinen Grund, warum sich die Linguistik auf eines dieser Systeme, auf *ein* Zuhause von Sprache, beschränken sollte. Sie wird sonst der sozialen, kognitiven, biologischen und maschinell-technischen, z.B. digitalen Wirklichkeit der Sprache nicht gerecht. Aber es gibt viele gute Gründe dafür, diese verschiedenen Gegenstandsbereiche strikt auseinanderzuhalten. Das gilt nicht nur, aber es gilt insbesondere für die Unterscheidung von Kommunikation und Kognition, von sozialen und psychischen Systemen. In beiden Systembezügen ist Sprache hoch relevant, und gerade deshalb sollte man diese Systembezüge in der Betrachtung sorgfältig trennen. So sehr kommunikative und kognitive Prozesse aufeinander angewiesen sein mögen und in der Alltagswahrnehmung miteinander verschmelzen, so wenig lassen sie sich aufeinander abbilden. Nur für kommunikative Zwecke, d.h. nur in sozialen Systemen, muss Sprache sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen annehmen, d.h. vereinfacht gesagt: gesprochen und geschrieben werden. Kognitive Prozesse vollziehen sich dagegen »im Stillen«, die Sprachlichkeit von Bewusstsein und Gedanken manifestiert sich (außerhalb von experimentellen Settings) nicht in »lautem Denken«, und es erfordert besondere Anordnungen und Apparaturen, ihre Spuren »sichtbar« (oder eben wie beim »lauten Denken« hörbar) zu machen.

Abb. 10: Funktionszusammenhänge von Sprache (in Anlehnung an Luhmann 1984b, S. 16)



Kommunikation und Bewusstsein, soziale und psychische Systeme, sind offensichtlich nicht sprachlos vorstellbar. Beide nutzen mit Sprache ein anspruchsvolles Medium der Erzeugung von Sinn zum Aufbau jeweils genuin kommunikativer bzw. genuin kognitiver Strukturen, so dass kommunikative wie kognitive Prozesse oftmals sprachlich mitkonstituiert erscheinen. Sprachliches ist also hier wie dort im Spiel, Sprache ist deshalb nicht nur ein Kommunikations-, sondern auch ein Kognitionsmedium. Aber nur im Falle der Kommunikation ist sie auch auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen und so etwas wie eine wahrnehmbare Oberfläche angewiesen. Das gilt für die verschiedenen Manifestationen der Kommunikation, also für Interaktion, Organisation und Gesellschaft, gleichermaßen, auch wenn die entsprechenden sprachlichen Oberflächen jeweils anders aussehen, worauf wir noch zurückkommen werden.

Die Übersicht zeigt des Weiteren, dass die Sprache selbst kein System in dem Sinne ist, wie Rechner, Organismen, Kommunikation und Kognition Systeme sind. Weder ist die Sprache für sich genommen ein Algorithmus, noch ist sie ein Organismus, und erst recht kann Sprache nicht kommunizieren oder denken. Entgegen einer verbreiteten Metaphorik können Sprachen also auch nicht »sterben«, so wie es prinzipiell auch keine »toten« Sprachen geben kann. Wenn Sprache eine maschinelle, eine (neuro-)biologische, eine soziale oder eine kognitive Relevanz erlangen soll, ist sie dafür auf Rechner, auf Leben, auf Kommunikation und auf psychische Systeme angewiesen. Als Beiprodukt und

ko-evolutionäre Errungenschaft sozialer, (neuro-)biologischer, kognitiver und auf Algorithmen basierender Prozesse bildet die Sprache ein Medium, das in verschiedenen Systemen verankert ist und auf je spezifische Weise dazu beiträgt, an sich unwahrscheinliche Weiterentwicklungen innerhalb der jeweiligen Funktionszusammenhänge möglich und erwartbar zu machen. Wir werden deshalb noch sehen, wie sehr sich Kopräsens im Hinblick auf Aufgaben und Probleme verbaler Interaktion ausdifferenziert, sobald Sprache im Spiel ist.⁹ Es ist wichtig, sich diesen Status der Sprache klar zu machen, ohne sich vorschnell auf eine Seite zu schlagen (und z.B. das psychisch-kognitive Zuhause von Sprache gegen ihr sozial-kommunikatives Zuhause auszuspielen) oder gänzlich von diesen systemcharakteristischen Erscheinungsformen der Sprache zugunsten eines hinter diesen Erscheinungsformen gedachten »Sprachsystems« abstrahieren zu wollen (wie es einer disziplinären Vorliebe der Linguistik über weite Strecken des 20. Jahrhunderts entsprochen hat).¹⁰

II.

Wenn wir auf unsere Übersicht noch einmal zurückkommen (s.o. Abb. 10), die Blickrichtung umkehren und von unten nach oben vorgehen, kommt die von Niklas Luhmann schon früh in die Theorie sozialer Systeme eingeführte Trias von Interaktion, Organisation und Gesellschaft (mit ihren jeweiligen Konstitutionsprinzipien) in den Blick, mithilfe derer die soziale Welt der Kommunikation differenziert wird. Es ist wichtig zu sehen, dass es sich dabei um eine Unterscheidung unterschiedlicher Möglichkeiten der *Bildung* sozialer Systeme handelt, die losgelöst von der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft zu betrachten ist.¹¹ Was diese Unterscheidung verschiedener Typen der Systembildung für uns interessant macht, ist der darin enthaltene Zugriff auf Kopräsens (bzw. Anwesenheit): Sie erscheint als abstrakte Kommunikationsbedingung für Interaktion gleichrangig neben Mitgliedschaft und Erreichbarkeit als abstrakten Kommunikationsbedingungen für Organisation und Gesellschaft. Wiewohl in diese Unterscheidung ein »evolutionär variables Verhältnis wechselseitiger Ermöglichung und Interferenz«¹² eingebaut ist und die Dreiteilung von der rezenten Wirklichkeit der modernen »Weltgesellschaft«¹³ ausgeht, sind diese Kommunikationsbedingungen nicht aufeinander zurückführbar, so dass Interaktionen nicht in Organisationen und Gesellschaft, aber umgekehrt Gesellschaft und Organisationen auch nicht in Interaktion aufgehen können. Betont wird vielmehr, dass Interaktion, Organisation und Gesellschaft die jeweils eigenständigen Möglichkeiten der Realisierung sozialer Sys-

teme durch Kommunikation sind. Wir können und wollen hier nicht die soziologischen Implikationen dieser Dreiteilung entwickeln, aber doch darauf hinweisen, dass damit eine substantielle Alternative zu den »Interaction only«-Theorien bezeichnet ist. Organisation und Gesellschaft sind die alternativen, weder aufeinander noch auf Interaktion reduzierbaren Formen des Sozialen, »Mitgliedschaft« und »Erreichbarkeit« entsprechend die Alternativen zu Kopräsenz, die für die jeweiligen Kommunikationsbedingungen stehen, unter denen Gesellschaft und Organisationen zustande kommen. Soziale Systeme sind also grundsätzlich nicht auf Kopräsenz angewiesen. In der sozialen Welt (zumindest unserer Gegenwart) gibt es kommunikative Alternativen zur Interaktion: Organisationen und Gesellschaft(en), die nicht wie die Interaktion auf Kopräsenz beruhen, sondern auf Mitgliedschaft und Erreichbarkeit. Als Konstitutionskriterien von Organisationen und Gesellschaft(en) begründen diese Kommunikationsbedingungen jeweils soziale Systeme eigenen Typs (s.u. III. und IV.). Natürlich gibt es zwischen diesen sozialen Systemen Überlappungen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. So ist Interaktion immer auch Vollzug von Gesellschaft, Kopräsenz immer auch durch gesellschaftliche Erreichbarkeit geprägt, weil sich Anwesenheit nicht gleichsam außerhalb der Gesellschaft ereignen kann (wiewohl sich umgekehrt Gesellschaft niemals in der Interaktion unter Anwesenden erschöpft).¹⁴ Schon die Fähigkeit zur Teilnahme an Interaktion ist gesellschaftlich geprägt.¹⁵ Auch Organisationen bedienen sich systematisch des Zusammenfallens von Kopräsenz und Mitgliedschaft, wenn man an Sitzungen und Versammlungen unter Mitgliedern denkt. Gleichwohl haben wir es mit theoretisch, methodologisch und empirisch eigenständigen sozialen Systemen zu tun. Als soziales Zuhause von Sprache prägen sie jeweils die Struktur und die Funktion sprachlicher Erscheinungsformen. Dass es Sprache z.B. nicht nur als Lauterscheinung, sondern auch in der Form von Schrift gibt, die Kommunikation mit Texten und durch Texte ermöglicht, wäre ohne die Ausdifferenzierung von organisierter Mitgliedschaft und gesellschaftlicher Erreichbarkeit undenkbar.¹⁶

Die Binnendifferenzierung sozialer Systeme muss gerade mit Bezug auf Sprache und Sprachlichkeit ernst genommen und respektiert werden. Sprachliche Daten können nicht unabhängig von der Bildung sozialer Systeme behandelt werden, sondern müssen auf die jeweilige Systembildung bezogen werden. Deshalb behandeln wir allen Suggestionen moderner elektronischer Schriftlichkeit zum Trotz schrift- und textbasierte Kommunikation grundsätzlich nicht als Interaktion, weil sie typischerweise nicht auf Kopräsenz beruht. Soziale Anwesenheit im Sinne reflexiver Wahrnehmung ist bis

heute auch in elektronischen Schreib- und Leseumgebungen in der Regel keine Bedingung für schriftliche Kommunikation. Letztere basiert auf Lesbarkeit und Lesepräsenz, womit eine soziale Welt *sui generis* begründet wird, die unter eigenen Regel- und Gesetzmäßigkeiten von Erreichbarkeit steht – so sehr sich Ähnlichkeiten und Wiedererkennungseffekte zeigen mögen, wenn man nur auf die sprachlichen Erscheinungsformen schaut. Gerade im Kontrast zur Textkommunikation lässt sich die kopräsensbasierte Interaktion in ihren Charakteristika sehr anschaulich profilieren, worauf wir noch zurückkommen werden. Zuvor soll aber von Organisationen und Gesellschaft die Rede sein, um die sozialen Alternativen zu Interaktion zu konkretisieren und um zu zeigen, wie sich das jeweilige soziale Zuhause der Sprache auf die Erscheinungsformen der Sprache auswirkt.¹⁷

III.

Organisationen kommen in der Regel nicht ohne Interaktionen aus (z.B. in Form von Sitzungen und Besprechungen). Aber in dem Maße, in dem sie sich als eigenständige, interaktionsunabhängige soziale Systeme zur Geltung bringen, wird Kopräsens dabei durch die Bedingung der Mitgliedschaft abgelagert und in vielen Fällen auch dadurch ersetzt. Im Gegensatz zur Kopräsens basiert Mitgliedschaft auf Entscheidung: Sie ist keine auch mehr oder wenig zufällig erfüllbare und in vielen Fällen mehr oder weniger automatisch greifende Form des Zusammenseins (wie das unter physisch Anwesenden der Fall sein kann), sondern eine voraussetzungsreichere und damit höherschwellige Kommunikationsbedingung, über die nicht unter Anwesenden, sondern unter Mitgliedern entschieden wird. Wer als Mitglied dabei sein will, muss das in der Regel beantragen und wohl definierte Voraussetzungen erfüllen, die über die Fähigkeit zur wechselseitigen Wahrnehmung typischerweise hinausgehen. Nicht alle, die interaktionsfähig sind, sind auch organisationsfähig. Nicht alle, die in einer bestimmten Situation kopräsent sein könn(t)en, sind deshalb auch Mitglieder, und nicht alle, die Mitglieder sind, müssen auch in einer bestimmten Situation kopräsent sein, um mitzuentcheiden. Je mehr sich Anwesende in ihrem Beisammensein an Mitgliedschaft orientieren und Mitgliedschaft als Konstitutionsbedingung ihrer Kopräsens hervorbringen, desto stärker stellt sich die Interaktion in den Dienst des Vollzugs organisierter sozialer Wirklichkeit, für die Entscheidungen konstitutiv sind.¹⁸ Immer dann, wenn es wiederkehrend und routinehaft Entscheidungen kommunikativ zu erarbeiten und zu treffen gilt und mithilfe dieser Entscheidungen

dann wiederum neue Entscheidungen zustande kommen, kann man davon sprechen, dass es »etwas zu organisieren« gibt. Damit wird Anwesenheit nach und nach immer voraussetzungsreicher in Anspruch genommen, so dass Kopräsenz als Bedingung von Teilnahme und Teilhabe mehr und mehr mit Formen von Arbeits- und Aufgabenteilung, mit Themen- und Zielorientierung und mit der Notwendigkeit von Vor- und Nachbereitung überlastet wird. Organisierte Kommunikation verlangt deshalb nicht nur und nicht dominant nach Sprechen-und-Zuhören, sondern mehr und mehr nach Schrift und Textkommunikation (in Form von Schriftverkehr, Akten, Protokollen, Satzungen ...), die es erlauben, mitgliedschaftsgebundene Entscheidungen zu fixieren (festzuhalten), unter Mitgliedern auch ohne die Erfordernis physischer oder sozialer Anwesenheit in Umlauf zu bringen und für spätere Entscheidungen aufzubewahren und bereitzuhalten. Am »Vereinsleben« kann man sich den Unterschied von Kopräsenz und Mitgliedschaft besonders anschaulich vor Augen halten.

Einem Verein gehört man nicht einfach so an, sondern auf Antrag und Beschluss. Man trifft sich nicht einfach so, sondern in der Regel auf Verabredung und Einladung. Man trifft sich nicht nur einmal und danach nie wieder, sondern regelmäßig in festgelegten Intervallen. Wer was macht, folgt nicht einfach den Neigungen und den Launen des Augenblicks der Kopräsenz, sondern der Verteilung von Befugnissen und Zuständigkeiten unter Mitgliedern, typischerweise mit Ämtern und Funktionen (wie Vorstand, Schriftführer oder Kassenwart). Die, die auf Einladung hin zusammenkommen, tun dies nicht (nur) um des selbstgenügsamen Zeitvertreiß willen, sondern weil es etwas zu besprechen gibt, was sich auf die Ziele des Vereins beziehen lässt. Das Erleben und das Handeln der kopräsent Versammelten steht so unter einer übergreifenden Orientierung an gemeinsamer Zugehörigkeit, die allem, was getan wird, einen spezifischen Grad an Formalisierung verleiht. Nicht zufällig kommt diese Formalisierung in der Schriftlichkeit des Vereinslebens auf markante Weise zum Ausdruck: in Satzungen, Ausweisen, Einladungen, Anträgen, Anschreiben, Tagesordnungen, Vermerken, Protokollen und Akten und Ordern. In dem Maße, in dem Formalisierungen dieser Art auf gemeinsamen Festlegungen und Beschlüssen, kurz gesagt: auf der Kommunikation von Entscheidungen beruhen, die jederzeit eine trennscharfe Unterscheidung von innen und außen gewährleisten, schlägt kopräsenzbasierter Zugehörigkeit in formale Mitgliedschaft um. Mitgliedschaft kann dann wie selbstverständlich für ganz unwahrscheinliche und hochgradig eigenwillige Kommunikationsformen genutzt werden, in und mit denen Mitgliedschaft nicht nur voraus-

gesetzt, sondern selbst auch von Fall zu Fall hergestellt oder wieder aufgelöst werden kann: Mitglieder entscheiden darüber, wer noch oder nicht mehr Mitglied sein darf. Mit all dem bilden sich charakteristische Formen des Kommunizierens aus – unabhängig davon, ob es darum geht, unter Mitgliedern Wissen oder Geld, Macht, Freiheit oder Glauben oder was sonst auch immer zu vermehren. Organisationen sind deshalb auch gegenüber der Gesellschaft eigenständige Sozialsysteme, für die eben das Prinzip Mitgliedschaft konstitutiv ist. In und durch Organisationskommunikation werden aus Anwesenden Mitglieder. Sie bleiben in Fällen der Zusammenkunft immer auch Anwesende, aber ihre Kopräsenz wird durch Mitgliedschaft relevant gemacht und überformt.

Organisationskommunikation ist zudem, wie schon betont, nicht auf die Anwesenheit der Mitglieder angewiesen. Sie vollzieht sich auch und gerade anwesenheitsunabhängig im Medium des Schreibens-und-Lesens. Manches spricht dafür, dass die auf der Erreich- und Adressierbarkeit ihrer Mitglieder beruhende Schriftlichkeit für Organisationen charakteristischer ist als die auf der Anwesenheit ihrer Mitglieder beruhende Mündlichkeit. Natürlich gibt es Erscheinungsformen von Organisationskommunikation, in denen Anwesenheit und Mitgliedschaft zusammenfallen (wie die schon illustrierten Mitgliederversammlungen unterschiedlichster Couleur), die für eine Organisation mehr oder weniger unverzichtbar sein mögen. Aber erstens wird Kopräsenz dabei durch Mitgliedschaft überformt, und zweitens erschöpft sich organisierte Wirklichkeit nicht in solchen, eher punktuellen Ereignissen. Das Vereinsleben lebt zwar auch, aber nicht nur von den Vereinsversammlungen und -treffen, es lebt insbesondere auch von dem, was zwischen den Treffen passiert: dem Schreiben-und-Lesen von Protokollen und Beschlüssen, Satzungen, Aktennotizen und Einladungen. Wie von selbst kommt genau hier Schrift ins Spiel. Mit Schrift und Textkommunikation können die für die Organisation relevanten Kommunikationen anwesenheitsunabhängig realisiert werden. Die Bedingung dafür ist die Adressierbarkeit durch Mitgliedschaft. Organisationen adressieren ihre Kommunikation nicht gleichermaßen uneingeschränkt an die Öffentlichkeit der medial Erreichbaren, sondern an den Kreis derer, die als Mitglieder definiert sind. Erreichbarkeit und gesellschaftliche Zugehörigkeit werden also durch Mitgliedschaft klar und trennscharf eingeschränkt.

Schon die Eröffnung der Interaktion ist dafür sehr aufschlussreich. Eine Sitzung kommt eben nicht zufällig und wie von selbst zustande, sondern in der Regel als Folge einer vorab versandten schriftlichen Einladung an die Mit-

glieder an einem ausgewählten Ort zu einer ausgewählten Zeit: Die Interaktion wird so noch vor ihrem Beginn durch schriftbasierte Kommunikation vorbereitet und eingerahmt. Diese schriftbasierte Kommunikation trägt alle Zeichen mitgliedschaftsorientierter Zugehörigkeit, wie sie im Briefkopf mit dem Namen der Organisation bis zur geforderten Differenzierungstiefe und der Benennung des Amtes der oder des Einladenden unübersehbar zum Ausdruck kommt. Und sie vollzieht die soziale Wirklichkeit der betreffenden Organisation durch die Adressierbarkeit von Mitgliedern: Das fragliche Schreiben erreicht nur die und genau die, die Mitglieder sind. Der in vielen Fällen mitaufgeführte sogenannte Verteiler auf dem Adressfeld bringt diesen Kurzschluss von Erreichbarkeit und Mitgliedschaft an der Oberfläche des Gedruckten sinnfällig zum Ausdruck. Wir haben deshalb schon darauf hingewiesen, dass Druckschriftlichkeit und Textkommunikation für das Organisationsleben charakteristischer sind als die Mündlichkeit von Angesicht zu Angesicht.¹⁹ Gerade die Schriftlichkeit der Aktenführung (Aktenschriftlichkeit), für die es außerhalb von Organisationen kaum Äquivalente gibt, belegt anschaulich, wie wichtig es ist, die Leistung der Sprache auf den Typus von Systembildung zu beziehen, innerhalb dessen sie jeweils zuhause und funktional relevant ist.

IV.

Auch die Gesellschaft (als weiterer Typus sozialer Systeme) besteht – wenn auch nicht nur – aus Interaktionen, wie umgekehrt Interaktionen stets Gesellschaft (mit-)vollziehen. Die Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft ist also nicht exklusiv gemeint. Insbesondere kann kein Zweifel bestehen, dass Interaktion innerhalb der Gesellschaft stattfindet, Kopräsenz also immer schon auf gesellschaftlicher Erreichbarkeit beruht:

Auch Kleinstbegegnungen persönlicher und unpersönlicher Art sind, sofern Kommunikation stattfindet, Vollzug von Gesellschaft. [...] Wir brauchen deshalb einen Begriff, der die Kontakte unter Anwesenden beschreibt, ohne in Frage zu stellen, dass es sich um Kommunikation im Gesellschaftssystem handelt. Dies soll der Begriff des Interaktionssystems leisten. Interaktionssysteme bilden sich nicht außerhalb der Gesellschaft, um dann als fertige Gebilde in die Gesellschaft einzugehen. Sie sind, da sie Kommunikation benutzen, immer Vollzug von Gesellschaft in der Gesellschaft.²⁰

Interaktionssysteme sind also nicht nur soziale Systeme, sondern zugleich Vollzug von Gesellschaft. Sie realisieren den im Gesellschaftssystem angelegten Möglichkeitsspielraum von Kommunikation. Als Sozialsystem meint die Gesellschaft nicht mehr als die Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation, die in einer konkreten Interaktion auf eine spezifische Weise durch Auswahl realisiert werden. Als eigenständiges Sozialsystem kann sich die Gesellschaft nicht auf Anwesenheit zurückführen lassen, weil »[i]hr Systembildungsprinzip [...] die bloße *Möglichkeit* [ist], dass jemand selbst oder kommunikativ erreichbare andere mit anderen kommunizieren.«²¹ Das Konstitutionsprinzip von Gesellschaft liegt in der Entstehung und Etablierung von kommunikativen Möglichkeiten, Erwartungen und Wahrscheinlichkeiten, nicht in der faktischen Ausschöpfung dieser Möglichkeiten, Erwartungen und Wahrscheinlichkeiten durch Kommunikation. Um dieses abstrakte »Sozialapriori«²² zu fassen, führt Luhmann den Begriff der »Erreichbarkeit« ein: »Gesellschaft ist das jeweils umfassende Sozialsystem aller kommunikativ füreinander erreichbaren Erlebnisse und Handlungen.«²³ Gesellschaft entsteht, stabilisiert sich und wächst mit den Bedingungen der Möglichkeit kommunikativer Erreichbarkeit (und kann auf dieser Ebene an Evolution teilnehmen). Als umfassendes Sozialsystem Gesellschaft erschließt sich die Kommunikation ihre soziale Welt und was dazu gehört und grenzt sich gleichzeitig gegen das ab, was außerhalb ihrer selbst liegt und nicht durch Kommunikation erreicht werden kann (z.B. biologische Systeme). Dazu gehört auch, dass sich die Grenzen der sozialen Welt und damit von Gesellschaft mit der Definition von Erreichbarkeit verschieben können.²⁴ In diesem Sinn ist Interaktionsfähigkeit keine externe Bedingung der Kommunikation, sondern bereits ein Effekt von Erreichbarkeit: Kopräsenz kann auf diese Weise an Bedingungen der Möglichkeit von Wahrnehmungswahrnehmung anknüpfen und diese für ihre eigene Systembildung als Interaktion ausnutzen. In einem basalen Sinn muss man also, seit es überhaupt soziale Systeme gibt, von der Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft ausgehen. Das gilt im Prinzip wohl auch schon für frühe Formen von Kopräsenz, die noch nicht durch Sprache konfiguriert sind, wiewohl in diesem frühen Stadium der Phylogenese von Kopräsenz Anwesenheit und Erreichbarkeit mehr oder weniger zusammengefallen sein dürften. Die Evolution von Erreichbarkeit hat dann mit Sprache eine kommunikative Errungenschaft profiliert, mit der die Differenzierung von Interaktion und Gesellschaft weiter hervorgetreten ist:

Alle uns bekannten Gesellschaften differenzieren zumindest in einfachster Form Interaktionssysteme und Gesellschaftssystem. Diese Differenz setzt Sprache voraus und stellt sich mit der Evolution von Sprache wohl zwangsläufig ein. Durch Sprache lässt sich der gemeinsame Wahrnehmungshorizont Anwesender transzendieren, und dies nicht nur in der individuellen Erinnerung und Erwartung der Einzelnen, sondern im sozialen Prozess. Es wird über Nichtanwesendes oder Nichtanwesende gesprochen: über räumlich und/oder zeitlich entfernte Ereignisse.²⁵

Man kann diesen Sachverhalt auch so ausdrücken, dass Sprache konstitutiv dazu beiträgt, dass sich die Kommunikation ihre soziale Welt als Welt des und der kommunikativ Erreichbaren, eben als »Gesellschaft«, und d.h.: weit über den Kreis der Anwesenden hinaus, erschließt und kolonialisiert. Das alleine kommt bereits mit Sprache ins Spiel, die (noch) ausschließlich als Sprechen- und -Zuhören unter physisch Anwesenden genutzt wird, so dass Kommunikation und Interaktion noch weitgehend zusammenfallen. Es versteht sich aber von selbst, dass mit der Evolution von Schrift Interaktion und Gesellschaft in einem späteren Stadium der Entwicklung noch einmal deutlich auseinander-treten. Damit gibt es dann erstmals eine Alternative zur Interaktion in Form einer nicht auf Kopräsenz beruhenden Kommunikation in Form des Lesens- und -Schreibens, und neben Anwesenheit tritt eine alternative Kommunikationsbedingung von Erreichbarkeit im Sinne von Lesbarkeit.

Die mit der Errungenschaft von Schrift und Textkommunikation weiter hervortretende Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft hilft zu sehen, dass und wie die Flüchtigkeit und die Vergänglichkeit von Kopräsenzepisoden kommunikativ überwunden und überdauert werden können. Die Grenzen des Interaktionssystems werden dann auch von innen zunehmend transzendiert und als sozial überschreitbar erfahrbar. Das geht auch ohne Schrift, aber es ist bekannt, dass Schrift diesen Prozess der Abhebung der Gesellschaft von Interaktion (z.B. als Traditionsbildung) maßgeblich vorangetrieben hat. Vorstufen davon finden sich aber auch schon innerhalb der Interaktion, wenn wir an die bereits beschriebene Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung in entsprechenden Kopräsenzritualen denken, wie sie ebenfalls mit der konventionalisierten Konfiguration von Kopräsenz und also mit (Vorläufern von) Sprache aufgekommen sein dürften. Einerseits machen sie Kopräsenz über Wahrnehmungswahrnehmung hinaus für die Teilnehmenden in einem emphatischen Sinn erfahrbar und erlebbar, andererseits tragen sie in gewisser Weise dazu bei, die Grenzen der an Wahrnehmungswahrnehmung gebundenen Ko-

präsenz als transzendierbar zu erleben. Das kann z.B. den flüchtigen Moment des Blickkontakts, des Sehens des Gesehenwerdens betreffen, der in der Formelhaftigkeit einer Paarsequenz von Gruß-Gegengruß gewissermaßen zereemoniell als Beginn einer Interaktionsepisode verfestigt wird, die man als solche erleben und an die man sich später erinnern kann. Die bereits beschriebene Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung²⁶ hätte also auch den Effekt, die Grenzen der Interaktion (als Sozialform, die auf Anwesenheit beruht) systematisch im Hinblick auf anspruchsvolle(re) Formen sozialer Zugehörigkeit zu erweitern und Kopräsenz (als Wahrnehmungswahrnehmung) auf diese Weise sozial aufzuladen (um nicht zu sagen: zu überhöhen). Flüchtige Momente reflexiver Aufmerksamkeit können so »verdauert« und als soziale Strukturen erfahrbar gemacht werden. Man kann sich vorstellen, wie mit dieser Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung zugleich Prozesse und Verfahren der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation »künstlich« gesteigert und »kunstfertig« verselbständigt werden können. Im Effekt können auf diese Weise zereemoniell herausgehobene Erfahrungen von Kopräsenz als Traditionen überdauern²⁷ und als frühe Formen von Gesellschaft(-lichkeit) erlebt werden. Nicht erst die Entwicklung der Schrift, das sollen diese Überlegungen illustrieren, sondern bereits die mit Konventionalisierung einhergehende Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung dürfte für die Evolution der Unterscheidung von Gesellschaft und Interaktion von großer Bedeutung gewesen sein. Sie trägt, etwas blumig formuliert, bereits den Keim in sich, die Grenzen der Kopräsenz zu transzendieren.

Wiewohl sich Interaktionssysteme in der Gesellschaft manifestieren und sich als (Teil von) Gesellschaft profilieren, erschöpft sich Gesellschaft aber nicht in Interaktion. Zumindest die moderne Gesellschaft ist längst nicht mehr auf Kopräsenz als Kommunikationsbedingung angewiesen. Das hat zuletzt und eindrucksvoll die Coronapandemie gezeigt, die mit dem weitgehenden Ausschluss von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung keineswegs zum gesellschaftlich-sozialen Lockdown geführt hat.²⁸ Interaktion wurde in der ersten Welle der Pandemie tatsächlich verhindert und erschwert, wo es nur ging, so dass Kopräsenzsituationen zumindest zeitweilig wohl recht erfolgreich auf den Kreis der engsten Angehörigen innerhalb der eigenen vier Wände (zuhause und drinnen) beschränkt werden konnten. Aber ist das Sozialleben mit diesem Lockdown zum Erliegen gekommen? Bedeutete der weitgehende Verzicht auf Interaktion, dass die Gesellschaft wie ein Computer mit einem Shutdown heruntergefahren worden ist? In den Massenmedien war und ist bis heute viel davon die Rede, obgleich sie selbst doch das beste Beispiel

dafür sind, dass Kommunikation in unserer modernen Gesellschaft längst nicht mehr nur auf Interaktion angewiesen ist (s.u. V.). Eben deshalb kann Gesellschaft nicht ausschließlich in Begriffen von Kopräsenz und Interaktion gedacht werden. Moderne soziale Systeme setzen schon längst nicht mehr exklusiv und in erster Linie auf Kopräsenz, sondern verlassen sich darauf, dass (weltweit) gesendet und empfangen, gelesen und geschrieben werden kann. Tatsächlich konnte man in der Früh- und Hochzeit der Pandemie erleben, dass und wie die Gesellschaft auf geradezu spektakuläre Weise »weitergegangen« ist, indem politische Entscheidungen getroffen, Verordnungen erlassen und Recht gesprochen, Nachrichten verbreitet, Erkenntnisse gewonnen wurden und Geld in Umlauf gebracht wurde. Natürlich hat es dafür auch Interaktion gebraucht, die sich dafür in der Form von Telekopräsenz vielfach auch an die neuen Bedingungen angepasst hat.²⁹ Und doch beruhte das Weiterbestehen funktional differenzierter Teilsysteme der Gesellschaft nicht auf Kopräsenz, sondern darauf, dass Kommunikation ihre Adressatinnen und Adressaten auch ohne Interaktion erreichen konnte. Genau das hat in diesen Tagen und Wochen einer weitgehenden Interaktionsvermeidung in einer Weise wie vielleicht nie zuvor funktioniert. Dafür wurden seit langem eingeführte, erprobte und weitflächig ausdifferenzierte Alternativen zur Interaktion unter Anwesenden genutzt. Schrift und dann noch einmal der Buchdruck hatten in Europa schon seit der Frühen Neuzeit und dann in immer größerem Umfang massenhaft Kommunikationen möglich und wahrscheinlich gemacht, die neben und an die Stelle von Interaktion getreten sind und Anwesenheit als Kommunikationsbedingung durch Spielarten telekommunikativer Erreichbarkeit komplementiert und mehr und mehr auch ersetzt haben. Mit dem Schreiben-und-Lesen von Nachrichten und Mitteilungen in mobilen und fast jederzeit und überall verfügbaren elektronischen Umgebungen ist interaktionsfreie Kommunikation deshalb auch schon vor dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie zu einer viel kommentierten Alltagserscheinung geworden. Telepräsenz hat Kopräsenz also nicht erst seit den Wochen und Monaten der Pandemie und nicht erst auf Verordnung von oben zu verdrängen begonnen. Man kann mithin ohne Zynismus sagen: Es geht in der Gesellschaft nicht nur zwangsweise auch ohne Interaktion, sondern wie von selbst und in vielen Bereichen längst besser und effizienter ohne Interaktion. Die virusbedingten Schutzmaßnahmen haben vor diesem Hintergrund vor allem vor Augen geführt, dass und wie die auf konkreten Spielarten telekommunikativer Erreichbarkeit basierenden Formen von Kommunikation angekurbelt

und intensiviert werden können, wenn Interaktion unter Anwesenden unter Infektionsverdacht gerät.³⁰

V.

An die Stelle von Kopräsenz tritt im Fall des Sozialsystems der Gesellschaft grundsätzlich die Bedingung der Erreichbarkeit. Gesellschaft ist deshalb »das umfassende Sozialsystem aller kommunikativ füreinander *erreichbaren* Handlungen«.³¹ Damit ist nicht die Gesamtheit aller faktisch realisierten Handlungen gemeint, sondern der Möglichkeitsspielraum sozialer Handlungen. Es ist das, was Interaktion überhaupt möglich und anschlussfähig werden lässt. Gesellschaft »lockt«, wie es an anderer Stelle heißt, »mit dem Leichten und Gefälligen«.³² Erreichbarkeit ist als Kommunikationsbedingung damit sehr viel abstrakter gefasst als Kopräsenz und Mitgliedschaft. So geht es nicht nur darum, auch *physisch* Abwesende kommunikativ zu »erreichen«. Das ist, wie wir betont haben und auch noch näher erläutern werden, auch mit Interaktion zu schaffen. Aus Kopräsenz wird dann Telekopräsenz, aus physisch Abwesenden werden sozial Anwesende. Worum es schon eher geht: Abwesende auch außerhalb der Bordmittel der Interaktion zu erreichen und auf diese Weise auch ohne Kopräsenz sozial einzuschließen. Als Kommunikationsbedingung wird Erreichbarkeit deshalb besonders fassbar, wenn es gelingt, Kommunikation über Kopräsenz hinaus auszudehnen. Wie das konkret gehen kann, belegen mit der Schrift als Errungenschaft und dem Schreiben-und-Lesen als Praxis nicht zufällig genuin *sprachliche* Erscheinungsformen von Lesbarkeit, auf die wir bereits bei der Überformung von Kopräsenz durch Mitgliedschaft gestoßen sind. Ein sehr anschauliches Beispiel für die Profilierung von Lesbarkeit als telekommunikative Spielart von Erreichbarkeit und als Alternative zu Kopräsenz ist die Evolution der *Zeitung* als Massenmedium.³³

Als Massenmedien sind Zeitungen eindrucksvolle Beispiele für das Potential einer Kommunikation, die nicht länger auf die faktisch realisierte gemeinsame Anwesenheit der Kommunikationsbeteiligten (Sender:in und Empfänger:in) setzt, sondern stattdessen mehr und mehr auf die anwesenheitsunabhängige potentielle Erreichbarkeit von Empfängerinnen und Empfängern als Bedingung der Kommunikation umstellt. Beteiligt sind dann die, die mithilfe eines Übertragungs- und Verbreitungsmediums erreicht werden können (erreichbar sind) und dafür nicht mehr wahrnehmen müssen, dass sie einander wahrnehmen, also nicht mehr in Kopräsenz irgendwo und irgendwann versammelt sein müssen. Für Luhmann ergibt sich der Begriff der Massenmedien

genau daraus, dass Interaktion nicht nur eingespart, sondern technisch ausgeschlossen wird:

Entscheidend ist auf alle Fälle: *dass keine Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfängern stattfinden kann*. Interaktion wird durch Zwischenschaltung von Technik ausgeschlossen, und das hat weitreichende Konsequenzen, die uns den Begriff der Massenmedien definieren. Ausnahmen sind möglich [...]. Sie ändern aber nichts an der technisch bedingten Notwendigkeit einer Kontaktunterbrechung.³⁴

Und an anderer Stelle heißt es: »Für die Ausdifferenzierung eines Systems der Massenmedien dürfte die ausschlaggebende Errungenschaft in der Erfindung von Verbreitungstechnologien gelegen haben, die eine Interaktion unter Anwesenden nicht nur einsparen, sondern für die eigenen Kommunikationen der Massenmedien wirksam ausschließen.«³⁵ Massenmedien sind also prototypische Beispiele für Kommunikation jenseits von Kopräsenz bzw. für Kommunikation, die *nicht* zugleich Interaktion ist. Es ist gut bekannt, dass dieser Typus von Kommunikation seit der Frühen Neuzeit mit der Erfindung und Durchsetzung des Buchdrucks zunehmend möglich und wahrscheinlich geworden ist, so dass mit »Lesbarkeit« eine sich immer stärker verbreitende Alternative zu Anwesenheit als Kommunikationsbedingung entstehen und nach und nach an Bedeutung gewinnen konnte. Natürlich hat sich der Schritt von der Kopräsenz der Kommunikationsbeteiligten zur (stillen und einsamen) Lektüre nicht auf einen Schlag vollzogen. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat sich Zeitungsrezeption in einer komplexen Verschränkung von Lesen, Vorlesen und Besprechen vollzogen (»semiorale Rezeption«).³⁶ Langfristig hat man in solchen multimodalen und -medialen Vorlesesituationen unter Anwesenden aber die Schrittmacher einer auf dem stillen und einsamen Selbstlesen beruhenden Rezeption zu sehen.

Mit der Etablierung von Lesbarkeit als Kommunikationsbedingung bekommt Kopräsenz als Kommunikationsbedingung eine echte Alternative. Man kann auch sagen: Kopräsenz ist nicht länger der fraglos gegebene Normalsachverhalt von Kommunikation, sondern fängt an, als optionale Kommunikationsbedingung überhaupt erst in Erscheinung zu treten; wer jemand Anderen erreichen will, muss ihn oder sie dazu nicht mehr aufsuchen, sondern kann schreiben und die Andere oder den Anderen als *Leserin* bzw. als *Leser* adressieren. Und nicht nur das: Auf eine neue Weise wird etwas möglich und wahrscheinlich, was unter Anwesenden kaum möglich war und nach wie

vor ist: dass der Kreis der kommunikativ Beteiligten nicht nur unüberschaubar, sondern auch prinzipiell unabgrenzbar wird. Der Kreis der Leser:innen wird entgrenzt, was die Menge der Lesenden betrifft, aber auch ihre Identität. Dass darin schnell ein gezielt gesuchter Mehrwert der Kommunikation besteht, belegen Druckerzeugnisse, die ganz auf einen solchen unüberschaubaren Leserkreis (auf den »gemeinen Mann«), setzen, aus dem dann im Zuge der weiteren Entwicklung eine adressierbare Öffentlichkeit (ein Publikum) werden kann.³⁷ Zu den Druckerzeugnissen, die diese Ausweitung der Kommunikation vorantreiben, gehören auch und gerade Zeitungen. Sie gelten deshalb zurecht als ein »Schlüsselmedium frühbürgerlicher Öffentlichkeit«³⁸ und führen anschaulich vor Augen, dass und wie Lesbarkeit eine Kommunikationsbedingung wird, mit der die *Masse* der Bevölkerung erreichbar wird.³⁹ Zum Ende des 19. Jahrhunderts kann dieser Schritt als vollzogen betrachtet werden, und speziell in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen sich Muster gedruckt-schriftlicher Lesbarkeitshinweise studieren, die ein breites Publikum ansprechen und zum Lesen bringen. Das massenhafte Lesen der Zeitung hat sich so als ein hoch wirksames gesellschaftliches Inklusionsprinzip erwiesen, das sich in einem über Jahrhunderte erstreckenden Prozess von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung emanzipiert hat. An die Stelle der Kopräsenz »lesenhörender« Gruppen tritt die Lesbarkeit der Zeitung als Text und mit ihr überhaupt die Lesbarkeit von Texten als einer gesellschaftsweit verbreiteten Errungenschaft (die u.a. auf einer weitgehenden Alphabetisierung und Literalisierung der Gesellschaft beruht). Lesbarkeit hat damit den Status einer echten Alternative zu Kopräsenz erlangt und ist für die soziale Wirklichkeit – auch unter Anwesenden – hoch relevant geworden. Das u.a. wollen wir im nächsten Teil des Kapitels näher ausführen.

Kopräsenz und alternative Kommunikationsbedingungen: Lesbarkeit und Benutzbarkeit

Kopräsenz bezeichnet eine Kommunikationsbedingung, die eine eigenständige Sozialform begründet, die wir als Interaktion bezeichnen. Wie in diesem Kapitel skizziert übernehmen wir damit weitergehend die soziologische Unterscheidung von anwesenheitsbasierter Interaktion, mitgliedschaftsgebundener Organisation und erreichbarkeitsorientierter Gesellschaft. Diese Trias steht exemplarisch für den Versuch, die soziale Wirklichkeit so zu differenzieren, dass sie nicht in Interaktion aufgeht. In ihrer Episodenhaftigkeit

muss Interaktion auf Kommunikation zurückgreifen können, die anwesenheitsunabhängig ist und den Anfang und das Ende von Kopräsenz überdauern kann. Als Kommunikationsbedingung ist Kopräsenz deshalb auf Alternativen angewiesen. Diese Alternativen sind allerdings durch die abstrakten Kategorien der Mitgliedschaft und der Erreichbarkeit nicht schon erschöpfend charakterisiert.⁴⁰ Man sieht das schon daran, dass – wie wir soeben ausgeführt haben – Anwesenheit, Mitgliedschaft und Erreichbarkeit nicht exklusiv füreinander sind und insbesondere Anwesenheit und Erreichbarkeit prinzipiell zusammenfallen (weil Interaktion nicht außerhalb der Gesellschaft stattfinden kann) und Anwesenheit durch Mitgliedschaft überformt werden kann (wie das typischerweise in der institutionell organisierten Interaktion der Fall ist). Dass und wie Mitgliedschaft und Erreichbarkeit interaktionsfrei durch Kommunikation zustande gebracht und aufrechterhalten werden können, ist damit also noch nicht genügend erklärt. Wir sind in diesem Zusammenhang nicht zufällig auf *Schrift* gestoßen. Speziell mit dem Schreiben-und-Lesen tut sich eine Alternative zum Sprechen-und-Zuhören auf, die offensichtlich interaktionsfreie Kommunikation ermöglicht (sowohl in Organisationen als auch in der Gesellschaft). Schreiben-und-Lesen mag es auch in Kopräzenssituationen geben, so z.B. im Kontext des Schriftspracherwerbs oder früher gesellschaftlicher Phasen der Alphabetisierung (Vorlesen, »lesen-hören«) oder auch als Praxis gemeinsamen Schreibens und/oder Lesens.⁴¹ Und doch liegt der Eigenwert des Schreibens-und-Lesens darin, die Grenzen der Kopräsenz zu überwinden, d.h. Kommunikation zu ermöglichen, ohne auf die physische und soziale Anwesenheit der oder des Anderen angewiesen zu sein. Diesen Gedanken wollen wir fortführen, indem wir *Lesbarkeit* als eine Alternative zu Kopräsenz einführen. Lesbarkeit ist nicht die einzige Kommunikationsbedingung, die sich alternativ zu Kopräsenz durchgesetzt hat, aber es ist eine sehr prominente und wirkungsmächtige Alternative, von der man »ex negativo« viel über Kopräsenz lernen kann. Sie steht hier zunächst stellvertretend dafür, dass die Überwindung der Grenzen der Kopräsenz auf evolutionäre Errungenschaften medien-technologischer Art (wie Schrift und Buchdruck) angewiesen ist und mit solchen Errungenschaften Hand in Hand geht. Von daher kann es nicht verwundern, dass weitere Medienentwicklungen im Anschluss an den Buchdruck (wie die Übertragung von Stimme und Bild durch die Funkmedien und die Digitalisierung von Informationen durch die elektronischen Medien) weitere und neue Alternativen zu Kopräsenz hervorgebracht haben, die über Lesbarkeit hinausgehen. Aber das ist hier nicht unser Thema. Der Blick auf Lesbarkeit reicht aus, um Kopräsenz

im Kontrast scharf hervortreten zu lassen. Wir beginnen mit dem Kontrast von Sprechen-und-Zuhören und Schreiben-und-Lesen (Mündlichkeit und Schriftlichkeit) und zeigen dann am Beispiel von Zettelschriftlichkeit, wie sich Kommunikation verändert, wenn sie auf Lesbarkeit als Bedingung umstellt.

Eine andere alternative Kommunikationsbedingung, von der noch nicht die Rede war und auf die wir in diesem Kapitel noch zu sprechen kommen wollen, bezeichnen wir mit dem Ausdruck »Benutzbarkeit«. Wir zielen damit auf die »affordances« der gebauten und gestalteten Umgebung. Im Gegensatz zur Lesbarkeit, die auf Schrift verweist, verweist Benutzbarkeit deshalb auf Architektur (im weiten Sinn). Im Gegensatz zur schriftbasierten Lesbarkeit, die darauf hinausläuft, Kommunikation von Kopräsens zu entkoppeln, ist Kopräsens in unserer modernen Gesellschaft so gut wie immer konfundiert mit Benutzbarkeit. Wie (gesprochene) Sprache und Körperlichkeit gehört die Architektur deshalb zu den zentralen Ressourcen, die zur alltäglichen Konfiguration von Kopräsens beitragen. Wir müssen Benutzbarkeit und Architektur deshalb zweimal in diesem Kapitel besprechen: zunächst im Kontext der Kommunikationsbedingung(en) und abschließend noch einmal im Kontext der Ressourcen multimodaler Interaktion.

I.

Mit dem Schreiben-und-Lesen haben wir bereits eine Sozialform der Kommunikation mehrfach angesprochen, die nicht (mehr wie das Sprechen-und-Zuhören) auf die Kopräsens der Beteiligten angewiesen ist. Aber wenn sie nicht auf Kopräsens beruht, was ist dann die Bedingung der Kommunikation (die *Conditio sine qua non*) in diesem Fall? Unsere Antwort ist: *Lesbarkeit*. Die Emergenz von Lesbarkeit begründet (wie die Emergenz von Kopräsens) eine eigene Sphäre der Kommunikation, die eine eigene Abhandlung verdient.⁴² Wir müssen das hier nur in dem Maße vertiefen, wie es dazu beiträgt, die Alternative aufzuzeigen, die damit in die soziale Welt gekommen ist.

Das Schreiben-und-Lesen macht eine Erfahrung möglich, die in einer ausschließlich durch Kopräsens fundierten sozialen Welt der Kommunikation undenkbar gewesen sein muss: Während Sprechen-und-Zuhören gleichzeitig erfolgt und aufgrund der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Gesprochenen gleichzeitig erfolgen muss,⁴³ liegt zwischen dem Schreiben-und-Lesen in der Regel eine Zäsur. Jedenfalls erfordert das Schreiben genauso wenig wie das Lesen die Kopräsens von Schreiber:in und Leser:in:

Der Leser ist beim Schreiben abwesend, der Schriftsteller ist beim Lesen abwesend. Der Text bewirkt so eine doppelte Ausblendung des Lesers und des Schriftstellers. Auf diese Weise tritt er an die Stelle der dialogischen Beziehung, welche die Stimme des einen unmittelbar mit dem Gehör des anderen verbindet.⁴⁴

Wie Paul Ricœur in dem hier wiedergegebenen Zitat betont, braucht es für die Lösung von Kopräsenz einen »Text«, der »an die Stelle der dialogischen Beziehung« treten kann. Für Sprache heißt das, dass sie in eine Erscheinungsform gebracht werden muss, die die zeitliche Zäsur zwischen Schreiben-und-Lesen überdauern (und überbrücken) kann. Für die dadurch ermöglichte Kommunikation heißt es, dass Kommunikation auf zwei Schultern verlagert zu sein scheint: auf eine, die schreibt, und eine, die liest. Im Dualismus von Sender:in und Empfänger:in ist diese Aufspaltung der Kommunikation zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Darin liegt für den hier vorausgesetzten Kommunikationsbegriff eine Herausforderung, weil er von der Eigengesetzlichkeit der Kommunikation ausgeht, die nicht auf isoliertes Handeln in Termini von Sendung und Empfang zurückgeführt werden kann. Kopräsenz kommt dadurch zustande, dass Interaktion als genuin soziales Geschehen emergiert. Unser Bezugspunkt ist deshalb das Interaktionssystem, nicht die Sprechenden oder die Hörenden. Als genuin soziales Geschehen darf deshalb auch das Schreiben-und-Lesen nicht auf isolierte Handlungen einer schreibenden und einer rezipierenden Person zurückgeführt werden. Die Zäsur zwischen Schreiben-und-Lesen legt es vor diesem Hintergrund besonders nahe, die Kommunikation in diesem Fall als einen zweischrittigen Prozess zu verstehen bzw. misszuverstehen. Die Suggestivkraft dieser Sichtweise zeigt sich darin, dass rückwirkend sogar die kopräsenzbasierende Interaktion in vielen Ansätzen als Zweischritt von Produktion und Rezeption (von Äußerungen) konzeptionalisiert worden ist. Aber bleiben wir beim Schreiben-und-Lesen. Wie könnte eine alternative Konzeption aussehen, die auch die Kommunikation mit und durch Schrift als ein sozial emergentes Geschehen ausweist, und was wäre ihre Bedingung?

Wir setzen dazu am »Text« an und setzen ihn an die Stelle der Kopräsenz zwischen Sprecher:in und Hörer:in (bei Ricœur »dialogische Beziehung« genannt). Text steht dabei zunächst für die Einlösung der Bedingung, dass die Kommunikation zwischen Schreiber:in und Leser:in offenkundig auf Erscheinungsformen angewiesen ist, die die bestehende Zäsur überbrücken kann. Das leistet die Errungenschaft der Schrift, wie wenig auch immer sie evolutionär auf dieses Erfordernis zurückgehen mag. Wer sich für die Kom-

munikation *zwischen* Schreiber:in und Leser:in interessiert, wird deshalb beim Text ansetzen müssen und im Text die sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform sehen wollen, auf die Kommunikation unverzichtbar angewiesen ist und in der sie sich manifestiert. Erscheinungsformen von Kommunikation sind allerdings notwendig zeitpunktgebundene Phänomene mit Prozesscharakter. Wir können den Text also nicht einfach als gegebenes Datum der Kommunikation verdinglichen (reifizieren). Wohl hat der Text eine eigene Materialität als »Schriftstück«, aber in seiner Eigenschaft als Auslöser und Ausdruck von Kommunikation ist er sozial emergent, also eine *soziale*, keine physisch-materiale Entität. Es gilt hier das, was wir für Anwesenheit festgehalten haben: Kopräsenz beruht auf sozialer, nicht auf physischer Anwesenheit. Wir brauchen deshalb einen entsubstantialisierten und entontologisierten Textbegriff, der geeignet ist, ein Schriftstück als emergente Erscheinungsform der Kommunikation zwischen Schreiber und Leser auszuweisen.

II.

Denken wir an ein möglichst einfaches Beispiel von Kommunikation mit und durch Schrift. In der Zettelschriftlichkeit des Alltags finden wir viele solcher Beispiele – wie das folgende, mit dem eine Tochter ihren Vater bittet, sie am nächsten Morgen frühzeitig zu wecken:

Abb. 11: »Lieber Papa«⁴⁵

Lieber Papa,

Bitt' wecke mich so um 8.30, ~~9.00~~, wenn möglich!
 denn den wecker höre ich oft nicht!
 Da wir ja auch die Plakat aufhängen!

Vielen
 Dank bis zum Koffergyps

♡ Lia ♡
 ♡

Wenn wir dieses Schriftstück wie angekündigt als Erscheinungsform einer Kommunikation zwischen Tochter und Vater verstehen wollen, müssen wir davon ausgehen, dass sich diese Kommunikation in und auf diesem Zettel vollumfänglich manifestiert. Als *Text* ist der Zettel der Ausdruck dieser Kommunikation. Für die Frage, *wann* diese Kommunikation zustande gekommen ist, hilft uns der Zettel allerdings nicht weiter. Es hat jedoch eine Prima-facie-Evidenz, dass wir dafür prinzipiell auf den Moment der Lektüre setzen müssen. »Eine Kommunikation kommt nur zustande«, kann man dazu bei Luhmann lesen, »wenn jemand sieht, hört oder liest.«⁴⁶ Wenn die Tochter diesen Zettel zerknüllt und in den Papierkorb geworfen hätte, wäre er also nicht nur nicht für unsere Analyse überliefert worden. Es hätte dann zweifelsohne auch keine Kommunikation zwischen Tochter und Vater gegeben. Der Zettel ist als Text eine Erscheinungsform der Kommunikation also nur dann, wenn er auch gelesen wird. Er ist also die Erscheinungsform einer Kommunikation, die im Moment der Lektüre zustande kommt. Als Text interessiert uns der Zettel nur in seinem Potential, die fragliche Kommunikation auf eine spezifische Weise entstehen, ablaufen und beenden zu lassen. Das lässt sich an ihm als Dokument ablesen – auch der Vater (als Leser) hat dafür keine andere Evidenz, obwohl ihm weitere Ressourcen für die Lektüre zur Verfügung stehen, auf die wir als Beobachter:innen nicht ohne Weiteres zurückgreifen können.⁴⁷ Ob und wie der Text aber tatsächlich (vom Vater oder wem auch immer) gelesen wurde, lässt sich am Text selbst dagegen nicht ablesen. Der Text ist deshalb in einem strikten Sinne Ausdruck dessen, was mit ihm *lesbar* gemacht worden ist. Er dokumentiert also das *Lesbare* und nicht das tatsächlich bzw. empirisch Gelesene.

Wenn man diese Pointe ernst nimmt, kommt die durch den Text manifestierte Kommunikation zwischen Schreiberin (der Tochter) und Leser (dem Vater) als Lesbarkeitspotential zustande. Der Text ist dann nicht mehr und nicht weniger als ein Ensemble von Lesbarkeitshinweisen und als solcher Ausdruck und Auslöser der Kommunikation beim Schreiben-und-Lesen. Dafür manifestiert er Lesbarkeitshinweise, an die der Leser (der Vater) im Moment der Lektüre anknüpfen kann: Das fängt mit der sinnlichen Wahrnehmbarkeit, insbesondere der Sichtbarkeit des Geschriebenen an, die z.B. durch die Platzierung deszettels an einem Ort, den der Vater früh genug am Morgen aufsuchen wird (z.B. die Küche mit dem Frühstückstisch), exponiert werden kann, so dass der Zettel möglichst unübersehbar wird. Dabei nutzt der Text bereits eine Errungenschaft der Schrift: Wie das gesprochene Wort ist auch das geschriebene Wort ein so unwahrscheinliches Ereignis, das es nicht übersehen werden kann,

wenn der Blick einmal darauf fällt: Für Lesekundige ist das Lesen ein Zwangsmechanismus. Schrift löst also sofort einen Lesbarkeitsverdacht aus, an den dann die Lektüre wie selbstverständlich anschließen kann. Dafür wäre in diesem konkreten Fall ein Hinweis der Art förderlich, dass sich das Geschriebene an ihn, den Vater, wendet, womit wir ein erstes Mal auf das Geschriebene und auf konkrete Lesbarkeitshinweise stoßen: »Lieber Papa« ist eine Adressierung, die u.a. genau das leistet, dass sich der Vater »angesprochen« fühlt und weiterliest. Es ist ein Hinweis auf die pragmatische Nützlichkeit des Textes, der weiter fortgeführt wird im Sinne einer Instruktion (»wecke mich [...]!«), also eines Steuerungshinweises: Der Leser soll durch die Lektüre zu etwas gebracht werden. Dabei wird die Instruktion durch Hinweise auf den Kontakt zwischen Autorin und Leser als Bitte formuliert, die an eine Nähebeziehung appelliert. Zu diesen Kontakthinweisen, die die soziale Beziehung zwischen Vater und Tochter lesbar machen, gehören die stark vertrautheitsabhängige Anrede mit »Lieber«, die Modalisierung der Aufforderung durch »Bitte«, ihre Einschränkung durch den Zusatz »wenn möglich«, die zweifache Begründung für die Bitte, die voraussetzende Danksagung (»Vielen Dank«), die Aufwertung des Weckens als »Morgengruß« und schließlich die drei gemalten Herzen um die Unterschrift. Die primäre Funktionalität der Instruktion wird also unüberlesbar überlagert durch die Zusatzfunktionalität der Beziehungspflege. Diese Analyse ließe sich mit Blick auf weitere Lesbarkeitshinweise und -merkmale fortführen (wozu z. B. die Abgrenzungs- und Gliederungshinweise, Themahinweise und Intertextualitätshinweise auf dem Zettel gehören).⁴⁸ Es zeigt sich aber vielleicht auch so, dass und wie der Text (in diesem Fall: der Zettel) rekonstruktiv entfaltet werden kann als ein Ensemble konkreter Lesbarkeitshinweise. Diese Hinweise arbeiten sich an verschiedenen Schwellen ab, die die Kommunikation mit und durch Schrift überwinden muss, damit sie überhaupt möglich und wahrscheinlich werden kann.⁴⁹ Eine dieser Schwellen resultiert daraus, dass die Handlungssituation der Kopräsenz der Beteiligten (hier: von Tochter und Vater) aufgelöst ist: Als Leser hat der Vater nur einen Zettel vor sich, von dem er nicht weiß, von wem er stammt, an wen er sich richtet und ob damit etwas Bestimmtes bezweckt werden soll. Das, was wir die »pragmatische Nützlichkeit« eines Textes nennen, ist also nicht einfach gegeben, sondern muss durch entsprechende Hinweise lesbar gemacht werden. Wie das geschieht, haben wir anzudeuten versucht, indem wir uns dem Geschriebenen zugewendet haben und daran die Funktions- und Nützlichkeitshinweise des Textes ausgewiesen haben. Genau dadurch, dass der Text solche Hinweise gibt, und in dem Maße, in dem er solche Hinweise gibt, wird der Text zum Dokument der Kommuni-

kation zwischen Tochter und Vater, Autorin und Leser. Das ist damit gemeint, den Text als soziales und nicht als physisch-materiales Phänomen zu postulieren, wenn er als Auslöser und Ausdruck von Kommunikation verstanden werden können soll.

III.

Den Text als Erscheinungsform von Kommunikation und damit als soziales Phänomen zu verstehen, heißt auch: die Lesbarkeitshinweise, aus denen er besteht, nicht schon als mit dem Text gegeben und »geschrieben« anzusehen. In seinen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen ist der Text auf eine konkrete Lektüresituation, und d.h. auf Leser:innen, angewiesen, damit er als Auslöser und Ausdruck von Kommunikation wirksam werden kann. Die Lesbarkeitshinweise sind deshalb emergenter Natur, sie entstehen und vergehen im Moment der Lektüre. Damit kommen Lesbarkeitsressourcen ins Spiel, die über das Geschriebene hinausgehen: die Fülle dessen, was an einem Text in einer konkreten Lektüresituation sinnlich wahrnehmbar ist, und die Fülle dessen, was über den Text hinaus in einer konkreten Lektüresituation vertrautheitsabhängig aus dem Lektürekontext mitverstanden werden kann. So spielt es z.B. eine Rolle, dass wir es mit einem handschriftlichen Zettel und Zettelschriftlichkeit zu tun haben. Diese Zettelschriftlichkeit gibt der Kommunikation noch vor der eigentlichen Lektüre den Charakter einer informellen Stegreifmitteilung, die mit der Platzierung deszettels z.B. auf lebensweltlich geteilte Räumlichkeiten (wie in diesem Fall: auf das gemeinsame Zuhause) angewiesen ist. So spielt weiter eine Rolle, dass die Adressierung mit »Lieber Papa« (und »Du«) und die Autorenschaftsmarkierung mit »Eva« vertrautheitsabhängig auf eine Kommunikationsgeschichte zwischen Vater und Tochter verweist, die mit dem Zettel aktualisiert wird, ohne dass explizit darauf verwiesen werden muss. Mit der Lektüresituation und dem Lektürekontext kommen jedenfalls Lesbarkeitsquellen ins Spiel, die weit über das hinausgehen, was wir oben mit dem Wiederabdruck deszettels reproduzieren und anhand dieses Dokuments rekonstruieren können.⁵⁰ Wir stoßen an dieser Stelle auf eine bereits erwähnte Besonderheit der Textkommunikation: Am und mit dem Text manifestiert sich nicht das tatsächlich Gelesene und Verstandene (also das, was der Vater bei der Lektüre aufgenommen und als Mitteilung wie bewusst auch immer realisiert hat), sondern das *Lesbare*! In diesem Sinn verstehen wir den Text als Dokument der Lesbarkeit der Kommunikation mit und durch Schrift. So weit, so gut.

Wenn wir Lesbarkeit mit Kopräsenz als Kommunikationsbedingung vergleichen, ergibt sich allerdings eine irritierende Implikation von Lesbarkeit im Gegensatz zu Kopräsenz. Wenn (die) Lesbarkeit (des Zettels) die Bedingung der Kommunikation (zwischen Tochter und Vater) ist, haben wir es mit einer Kommunikation zu tun, die nicht bereits vollzogen ist bzw. wird, sondern (nur) ermöglicht und nahegelegt wird. Und mehr noch: Wir haben es mit einer Kommunikation zu tun, die nicht mit einer konkreten Lektüre (des Zettels durch den Vater) bereits ausgeschöpft werden kann, sondern so lange weiter »aktiv« ist, wie die Lesbarkeit des Textes Bestand hat. In unserem Fall heißt das: Wenn der Zettel nicht nach der Lektüre sofort zerknüllt wird und seine Lesbarkeit erhalten bleibt, bleibt er als Auslöser und Ausdruck der Kommunikation von Autorin und Leser prinzipiell aktiv. Dabei kann er weitere Spuren annehmen, die seine Lesbarkeit erweitern und verändern. Z.B. könnte der zerknüllte Zettel aus dem Papierkorb gefischt und wieder (im Wortsinn) entfaltet werden. Er würde dann zusätzlich die Spuren seiner versuchten Vernichtung tragen, die als materialer Textsorten- und -funktionshinweis bei zukünftigen Lektüren in seine Lesbarkeit eingehen würde. Die auf Lesbarkeit beruhende Textkommunikation hat, wenn man diesen Gedanken weiterverfolgt, keinen Anfang und kein Ende. Sie realisiert sich zwar in konkreten Lektüren (die als zeitpunktgebundene Prozesse selbstverständlich Anfang und Ende haben), aber sie erschöpft sich nicht in solchen konkreten Lektüreepisoden, sondern schafft nicht mehr und nicht weniger als die Bedingungen der Möglichkeit solcher Lektüren, d.h. zukünftiger Kommunikationen. Wir verstehen diese Charakteristik lesbarkeitsbasierter Kommunikation als konkrete Einlösung dessen, was mit der Konstitution von Gesellschaft durch Erreichbarkeit postuliert worden ist: Im Gegensatz zum Vollzug von Kommunikation verweisen Gesellschaft und Erreichbarkeit als »Sozialapriori«⁵¹ auf die Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation. Als Ensemble von Lesbarkeitshinweisen, die konkrete Lektüren ermöglichen, vorstrukturieren und wahrscheinlich machen, kommt der Text der oben skizzierten Idee von »Erreichbarkeit« als einer abstrakten Konstitutionsbedingung von »Gesellschaft« (im Gegensatz zu Interaktion und Organisation) ausgesprochen nahe. In und mit Textkommunikation verwirklicht sich Gesellschaft deshalb auf eine ganz eigenständige Weise.

Vor dem Hintergrund von Lesbarkeit tritt die Besonderheit von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung umso deutlicher hervor: Kopräsenz schafft nicht die Bedingungen der Möglichkeit von Interaktion, sondern *ist* bereits Interaktion, geht bereits aus Interaktion hervor! Auch deshalb ist die Interak-

tion auf ein Konstitutionsprinzip sozialer Wirklichkeit angewiesen, dass sie nicht selbst aus sich heraus generieren kann. In der modernen Gesellschaft wird das u.a. mit Lesbarkeit sichergestellt. Allgemeiner gesagt geht es dabei um gesellschaftliche Erreichbarkeit, wie sie mit der Errungenschaft von schrift- und textbasierter Lesbarkeit entscheidend weiterentwickelt werden kann, wiewohl sie nicht darauf angewiesen ist. Interaktion ist auch aus diesem Grund immer schon Gesellschaftsvollzug. Das Sprechen-und-Zuhören unterscheidet sich darin nicht vom Schreiben-und-Lesen. Die Besonderheit der Interaktion im Gegensatz zur Textkommunikation liegt darin, dass sie mit Kopräsenz Kommunikation augenblicks- und teilnehmergebunden vollzieht, indem sie konkrete Episoden des Gesellschaftsvollzugs ausbildet, die einen Anfang und ein Ende haben, die mit und durch Interaktion herbeigeführt werden (was konversationsanalytisch eingestellte Beobachter:innen empirisch rekonstruieren können).⁵² Gegen die Dauerhaftigkeit der auf Lesbarkeit beruhenden Textkommunikation spielt die Interaktion ihre konkrete Begrenztheit aus. Im Gegensatz zum Anfang und Ende einer konkreten Lektüre, die durch den Text selbst nur suggeriert und nahegelegt, aber nicht mehr eingelöst werden kann, sind der Anfang (die Eröffnung) und das Ende (die Beendigung) von Interaktion Teil der Interaktion selbst, also Teil dessen, was in und mit Kommunikation durchgeführt und durchgesetzt werden kann. Ein Text kann dagegen nur damit locken, Lektüeranfänge und -abschlüsse plausibel und »natürlich« wirken zu lassen. Ob und wann und wie er tatsächlich gelesen wird, liegt außerhalb dessen, was noch kontrolliert und mit dem Text eingelöst werden kann. Ob und wann und wie eine Interaktion zustande kommt, gehört stattdessen schon zur Interaktion selbst: Kopräsenz ist in genau diesem Sinne eine Kommunikationsbedingung, über die unter Anwesenden Einigkeit hergestellt werden kann.

IV.

Im Folgenden soll noch von einer weiteren Kommunikationsbedingung die Rede sein. *Benutzbarkeit* (die auf Architektur verweist) teilt mit Lesbarkeit (die auf Schrift verweist) die Eigenschaft, dass sie Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation etabliert, ohne wie Kopräsenz (die auf Interaktion verweist) selbst im Vollzug der Kommunikation aufzugehen.⁵³ Die Benutzbarkeit der Architektur manifestiert in diesem Sinn wie die Lesbarkeit des Textes Gesellschaft als Möglichkeits- und Erwartungshorizont. Es sind, vereinfacht gesagt, ihre Bauten, Gebäude und Räume, durch die und in denen »Gesellschaft mit

dem Leichten und Gefälligen lockt«. ⁵⁴ Es gibt aber auch einen gravierenden Unterschied zwischen Lesbarkeit und Benutzbarkeit. Das Lesen-und-Schreiben fällt in der Regel nicht mit dem Sprechen-und-Zuhören zusammen, sondern stellt eine Alternative dazu dar; wer liest, kann (zumeist) nicht gleichzeitig sprechen und zuhören, und wer spricht, kann (zumeist) nicht gleichzeitig lesen und schreiben. Wer dagegen Architektur »benutzt«, kann dies allein und einsam tun, aber durchaus auch zusammen mit Anderen. Sprechen-und-Zuhören ereignet sich fast immer in einer architektonisch gestalteten Umgebung, nicht selten sogar in einer Umgebung, die eigens für das Sprechen-und-Zuhören geschaffen worden ist. Im Fall der institutionell organisierten Kommunikation, den wir oben schon unter dem Aspekt der Mitgliedschaft besprochen haben, ⁵⁵ haben wir es regelhaft damit zu tun, dass die Interaktion in Gebäuden und Räumen stattfindet, die als gebauter Auslöser und Ausdruck institutionalisierter Kommunikation gelten können. Kopräsenz bedeutet hier also fast immer: Kopräsenz *in vorstrukturierten Räumen*. Man denke dazu nur an die, die sich versammelt haben, um im *Hörsaal* an einer Vorlesung, im *Klassenzimmer* am Unterricht, im *Museum* an einer Ausstellung, im *Parlament* an einer Aussprache, in der *Kirche* an einem Gottesdienst oder im *Gerichtssaal* an einer Verhandlung teilzunehmen. Der gebaute und gestaltete Raum stellt in diesen Fällen eine viel genutzte und höchst effektive Ressource für die Interaktion dar. Er ist als Interaktionsraum Teil der Konfiguration von Kopräsenz, worauf wir noch zurückkommen. Kommunikation mit und durch Architektur, die auf Benutzbarkeit beruht, und Interaktion, die auf Kopräsenz beruht, fallen in diesen Fällen empirisch zusammen und steigern sich wechselseitig in ihrer auf Kommunikation bezogenen Effektivität. Gleichwohl muss man sie analytisch auseinanderhalten, wenn man nicht auf das Raum-Zeit-Apriori des Mythos Kopräsenz zurückfallen will. Außerdem gibt es Kommunikation mit und durch Architektur auch außerhalb von Interaktion und Kopräsenz. Sonst hätten wir es nicht mit einer *alternativen* Kommunikationsbedingung zu tun.

Wenn wir zunächst bei Benutzbarkeit als eigenständiger Kommunikationsbedingung bleiben, besteht unsere These darin, dass im Fall der Kommunikation mit und durch Architektur an die Stelle der Kopräsenz der Beteiligten, z.B. von Architektinnen bzw. Architekten und Nutzenden, die Benutzbarkeit der Architektur tritt. Wir gehen deshalb davon aus, dass der gebaute, gestaltete und ausgestattete Raum voll von Benutzbarkeitshinweisen ist, die wir im Alltag in der Regel auswerten und umsetzen, ohne dass wir darüber lange nachdenken oder überhaupt uns bewusst machen müssen, dass wir gerade dabei sind, durch die Aktivierung von Benutzbarkeitshinweisen zu

»kommunizieren«. Im Gegenteil und im scharfen Kontrast zur Textkommunikation mit und durch Schrift wird Kommunikation mit und durch Architektur in der Regel gar nicht als solche wahrgenommen. Entsprechend kontraintuitiv und erklärungsbedürftig ist es, das Benutzen von Architektur (also z.B. schon das Öffnen einer Tür) grundsätzlich als Kommunikation einzuführen. Wenn man sich wie wir durch den Kommunikationsbegriff der neueren soziologischen Systemtheorie leiten lässt,⁵⁶ kommt Kommunikation dadurch zustande, dass eine Unterscheidung zwischen Information und Mitteilung gemacht wird. Es muss, anders gesagt, einen Anlass geben, eine Mitteilungsabsicht zu unterstellen, um auf diese Weise zu »verstehen«. Kommunikation beginnt also nicht mit irgendeiner Art von Handlungsintention, sondern damit, dass jemand auf die Idee kommt, eine solche Intention zu unterstellen. Wer sich für Kommunikation interessiert, muss daher fragen, unter welchen Umständen und aufgrund welcher Erscheinungsformen das (oftmals wie selbstverständliche) Antizipieren irgendeiner Art von Mitteilung wahrscheinlich (gemacht) werden kann. Mit diesem Verständnis von Kommunikation wollen wir behaupten, dass das Benutzen von Architektur dem Unterstellen der Mitteilungsabsicht einer zumeist anonymen Architektin gleichkommt (Drück die Klinke, um diese Tür zu öffnen!). Das »Verstehen« manifestiert sich dann in der entsprechenden Handlung, wird also unmittelbar körperlich »beantwortet«. Wie Leser:innen bei der Lektüre Lesbarkeitshinweise des Textes aufnehmen und lesend »verstehen«, nehmen Benutzer:innen von Architektur Benutzbarkeitshinweise der Architektur auf, indem sie sie körperlich umsetzen. Im Fall des Öffnens einer Tür ist das Verständnis solcher Benutzbarkeitshinweise (für Erwachsene, die mit solchen Vorrichtungen vertraut sind) gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen, so dass wir solchen Hinweisen mit dem Körper (z.B. den Händen und Füßen) folgen mögen, ohne uns gewahr zu sein, dabei eine auch nur diffuse Mitteilungsabsicht zu unterstellen und ein situationsgelöstes Verstehen zu aktivieren; wer durch eine Tür geht, durch ein Fenster schaut, eine Türklinke drückt oder auch nur einen Gang entlanggeht und eine Sitzgelegenheit ergreift, tut dies nicht nur mit großer Selbstverständlichkeit, sondern auch ohne die Mitwahrnehmung kommunikativer Implikationen. Daher braucht es eine abgehobene Abstraktionsleistung, um die in diesen Fällen wirksamen kommunikativen Implikationen als solche sichtbar und wahrnehmbar zu machen. Dagegen zeigen die auf der Errungenschaft von Schrift resultierenden Lesbarkeitshinweise, wie sich Benutzbarkeitshinweise zugunsten einer Ausdifferenzierung eindeutig kommunikativer Situationen entwickeln können – mit weit rei-

chenden Implikationen für das Verständnis von Kommunikation.⁵⁷ In der Begegnung mit basalen Benutzbarkeitshinweisen, die primär und ausschließlich die menschliche Sensomotorik adressieren, gelangen wir womöglich an die Grenzen der Kommunikation und der sozialen Welt. In unserer durch soziale Praktiken weitgehend erschlossenen sozialen Welt kommt es allerdings selten genug vor, dass sich Benutzbarkeitshinweise in reinen Navigationshinweisen erschöpfen, was wir gleich noch erläutern wollen. So oder so zeigt die Evolution von Benutzbarkeit als Kommunikationsbedingung, dass und wie auch die vermeintliche Umgebung der Interaktion und der in seiner Physis und Materialität scheinbar gegebene »Raum« für Gesellschaft erreichbar gemacht und damit kommunikativ erschlossen werden kann. Damit ist nicht nur und nicht primär gemeint, dass der Raum durch Menschen »infrastrukturell« erschlossen (und kolonialisiert) wird als Lebenswelt, sondern dass sich mit den Benutzbarkeitshinweisen des gebauten und gestalteten Raumes, seinen »affordances«, Gesellschaft als »Sozialapriori« eigenständig manifestiert. Sie ist darin nicht auf Interaktion und Kopräsens angewiesen, aber Interaktion und Kopräsens können diese Form von Gesellschaft sehr konkret als Ressource für ihre eigenen anwesenheitsgebundenen Episoden ausnutzen.

V.

Unter den eben bereits genannten Navigationshinweisen wollen wir basale Benutzbarkeitshinweise verstehen, die unsere Wahrnehmung und Bewegung steuern und entsprechend die menschliche Sensomotorik adressieren. Mithilfe von Navigationshinweisen finden wir uns im Raum zurecht, steuern Positionen an und nehmen Positionen ein, gehen und (bleiben) stehen, passieren und verweilen, treten in Räume ein und betreten Räume und verlassen sie wieder.⁵⁸ Navigationshinweise adressieren den Menschen primär in seiner sensorischen und motorischen Ausstattung. Sie sind daher vergleichsweise wenig voraussetzungsreich, was spezielles Teilnehmerwissen und die Vertrautheit mit der fraglichen Architektur betrifft. Gleichwohl dürfen sie nicht als gegebenes Datum der gebauten Welt verdinglicht werden; es handelt sich um emergente Hinweise, die an den Moment der Benutzung (und damit an einen bestimmten Typ von Benutzer:in mit spezifischen Fähigkeiten und Kompetenzen) gebunden sind. Ihre Besonderheit als Benutzbarkeitshinweise besteht darin, dass sie nicht viel mehr als (in der Regel entwickelte und nicht spezifisch eingeschränkte) menschliche Wahrnehmungs- und Bewegungsfähigkeiten voraussetzen.

Deutlich voraussetzungsreicher sind solche Benutzbarkeitshinweise, die bereits auf einer Verfestigung und Normierung von Navigationshinweisen beruhen und damit eine Semiotisierung ihrer Bedeutung erfahren haben. Entsprechend gibt es eine Semiotik der Architektur, die man mit einem mehr oder weniger fachsprachlichen Vokabular ansprechen kann und zu der solche Erlungenschaften wie Treppen, Fenster, Türen, Stühle und Tische gehören. In diesem Sinn ist oftmals von einer »Lesbarkeit des Raumes« die Rede.⁵⁹ Entsprechend kann man von »architectural literacy« und darauf beruhenden Interpretationshinweisen sprechen, die Vertrautheit auf Seiten der Benutzer:innen voraussetzen. Interpretationshinweise können sich gut mit Lesbarkeitshinweisen verbinden, wenn man an das Auftreten von Schrift speziell im öffentlichen Raum denkt, das sich auf die Benutzbarkeit des Raumes bezieht (wie etwa bei Hinweisschildern, Piktogrammen oder der Signaletik).

Schließlich gehören zu den architektonischen Benutzbarkeitshinweisen am Ende einer Skala zunehmender Voraussetzungen die Partizipationshinweise, die nicht nur eine abstrakte, kontextarme Lektürekompetenz adressieren, sondern weitergehend die Vertrautheit mit einer bestimmten sozialen Praxis⁶⁰ und dem für diese Praxis gebauten, gestalteten und ausgestatteten Raum. Partizipationshinweise wenden sich nicht nur an menschliche Sensorik und an »architectural literacy«, sondern an soziale Zugehörigkeit und weitergehend auch an Mitgliedschaft, die gesellschaftlich nahezu beliebig ausdifferenziert werden können. Entsprechend ausdifferenziert sind die Architektur moderner Gesellschaften und insbesondere die Architektur ihrer Funktionssysteme. Die funktionale Differenzierung der Teilsysteme der Gesellschaft trifft sich hier mit der Differenzierung der Systembildung. Gebäude wie das Krankenhaus, die Universität, das Gericht, das Museum oder das Einkaufszentrum sind deshalb voll mit Benutzbarkeitshinweisen in Form von praxisbezogenen Teilnahme- und Teilhabehinweisen,⁶¹ so dass oft schon das Einnehmen einer räumlichen Position einer sozialen Positionierung gleichkommt.⁶² Partizipations-, Interpretations- und Navigationshinweise fallen typischerweise zusammen. Jedenfalls implizieren Partizipationshinweise immer auch Interpretations- und Navigationshinweise, so dass Wahrnehmung und Bewegung im Raum und das Lesen des Raums von Beginn an unter der Prämisse der Teilnahme an einer bestimmten sozialen Praxis stehen.

Architektonische Benutzbarkeitshinweise sind als Kommunikationsbedingung – wie die textgebundenen Lesbarkeitshinweise an die Lektüre – an den Moment der Benutzung gebunden. In ihrer Materialität überdauert die Architektur den Moment der (Be-)Nutzung wie der Text in seiner Materialität

den Moment der Lektüre überdauert. Als Kommunikationsbedingung muss sich die Benutzbarkeit aber in jeder neuen Nutzung wieder neu bewähren, indem sie Kommunikation möglich und wahrscheinlich macht. Neben der einsamen Nutzung ist dazu auch und gerade an Interaktion zu denken: Räume konfigurieren Kopräsenz in dem Sinne, dass sie durch architektonische Benutzbarkeitshinweise bestimmte Formen der Interaktion ermöglichen und nahelegen. Gerade in den Partizipationshinweisen wird diese Konfiguration besonders greifbar, weil diese soziale Praxis – wie im Fall der Architektur der Funktionssysteme – Interaktion unter Anwesenden impliziert. Es geht dann darum, durch Benutzbarkeitshinweise Kopräsenz zu konfigurieren. Der gebaute und gestaltete Raum wird damit zu einer wichtigen Ressource multimodaler Interaktion, die Architektur zur Interaktionsarchitektur. Darauf kommen wir im nächsten Abschnitt zu sprechen, wenn wir uns abschließend verschiedenen Ressourcen der Interaktion zuwenden.

Ressourcen multimodaler Interaktion: Sprache, Körper und Architektur

Interaktion geschieht nie voraussetzungslos. Als Vollzug von Gesellschaft lebt sie von Ressourcen, die sie selbst nicht jedes Mal neu schaffen und vorhalten kann und die die Einstellgrößen von Kopräsenz in einer charakteristischen Weise konfigurieren. Es gehört zum Kopräsenzmythos, diese vielfältigen und evolutionär offenen Konfigurationen zugunsten eines Ur- und Reinzustands direkter unmittelbarer Kopräsenz auszublenden – anstatt darin nicht mehr und nicht weniger zu sehen als *eine* Konfiguration von Kopräsenz *unter vielen*. An diesen Konfigurationen von Kopräsenz sind Ressourcen unterschiedlichster Natur beteiligt. Zu den gut bekannten Ressourcen der Interaktion gehört die natürliche Sprache. Mit ihr wird aus Kopräsenz »verbale« Interaktion in dem Sinne, dass Kopräsenz durch Sprachlichkeit entscheidend geprägt wird. Umgekehrt prägt Kopräsenz entscheidend die Erscheinungsformen von Sprachlichkeit, die sich als Sprechen-und-Zuhören in der Interaktion manifestieren. Darauf wollen wir zunächst eingehen, um die sprachwissenschaftliche (pragmatische) Relevanz dieser Vergewisserung über das Zuhause natürlicher Sprachen zu illustrieren und den genuinen Ressourcenwert natürlicher Sprache hervorzuheben. Neben der Sprache sind neben anderen zwei weitere Ressourcen der Interaktion in Rechnung zu stellen: mit der humanspezifischen Sensomotorik die Körperlichkeit des Menschen und mit

dem gebauten und gestalteten Raum die Architektur. Mit der Nutzung dieser Ressourcen erweist sich die Interaktion von Anfang an als multimodal. So sehr das Sprechen-und-Zuhören der (verbalen) Interaktion den Stempel aufdrücken mag, so wenig kann damit die Einbettung des Sprechens-und-Zuhörens in eine durch die Sinnesorgane des Menschen geprägte Kopräsenz aufgelöst werden – auch wenn man angesichts medialer Entwicklungen von Telekopräsenz heutzutage nicht mehr wie selbstverständlich dem Kopräsenzmythos mit seiner Stilisierung körperlicher Vollpräsenz aufsitzen mag. Wir gehen im Anschluss an die Thematisierung von Sprache auf Körperlichkeit als Ressource ein und kommen dann abschließend auf die Architektur zurück, wobei wir unmittelbar an die Ausführungen zu den Benutzbarkeitshinweisen werden anschließen können.⁶³

I.

Sprache ist nicht nur, aber auch und gerade in der Interaktion zuhause. Kopräsenz ist onto- und phylogenetisch, wie wir nicht müde werden zu betonen, der Nährboden, in dem Sprache und ihre Vorformen aufkommen und sich entwickeln können. Konkret nimmt das die Form des Sprechens-und-Zuhörens an. Sprechen-und-Zuhören stehen also für das Auftauchen und den Gebrauch von Sprache in kopräsenzbasierter Interaktion. Im Sprechen-und-Zuhören kommt aber nicht nur Sprache zum Ausdruck und zu hörbarer Erscheinung. *Sprechen-und-Zuhören sind vorrangig Ausdruck und hörbarer Vollzug von Kopräsenz.* Mit dieser Einsicht sind zwei komplementäre Implikationen verbunden: zum einen die Einsicht in die Prägung der Interaktion durch Sprache, zum anderen die Einsicht in die Prägung der Sprache durch Interaktion. Die erste Einsicht erfordert eine Modellierung dessen, was verbale Interaktion ausmacht. Darauf kommen wir noch ausführlich zurück.⁶⁴ Die zweite Einsicht erfordert eine Modellierung dessen, was Sprache-in-Interaktion, d.h. das Sprechen-und-Zuhören, ausmacht. Darauf wollen wir jetzt näher eingehen, indem wir drei Charakteristika der Sprache-in-Interaktion benennen: die *Materialität*, die *Sequentialität* und die *Medialität* des Sprechens-und-Zuhörens.⁶⁵

Unter *Materialität* verstehen wir, dass Sprache, wenn sie in und für Kopräsenz überhaupt relevant werden soll, dafür eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt annehmen muss. In diachroner Perspektive ist die Evolution von Sprache von diesem Wahrnehmbarkeitserfordernis gar nicht wegzudenken. Was immer auch Sprache später sein wird, zunächst ist sie nicht mehr und

nicht weniger als Ausdruck sicht- und hörbarer Kommunikation, wenn man vereinfachend z.B. an Gesten und Laute denkt. Und auch in synchroner Perspektive muss ein Gedanke, und sei er kognitiv noch so sprachlich präsent, ausgesprochen werden, damit er unter denen, die anwesend sind, als Teil ihrer Kopräsens relevant werden kann. »Sprechen« meint dann, dass Sprache (auf eine sehr voraussetzungsreiche Weise) hörbar wird und dazu aufgrund der Flüchtigkeit des Gesprochenen auf gleichzeitiges (Zu-)Hören angewiesen ist. Der Grund für dieses Hörbarkeitserfordernis der Sprache (als Konkretisierung eines allgemeinen Wahrnehmbarkeitserfordernisses) ist, dass Kopräsens zwingend auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen ist; Kopräsens emergiert, so hatten wir betont, wenn wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Alles, was in und für Interaktion Bedeutung erlangen soll, muss für die Beteiligten deshalb sinnlich wahrnehmbar sein, d.h. sich an der Oberfläche sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungsformen manifestieren. Genau hier liegt der große Zugewinn von Sprache für die Etablierung und Aufrechterhaltung von Kopräsens: Das unter Anwesenden gesprochene Wort erfüllt die Bedingung der Wahrnehmbarkeit auf Anhieb und in der Regel unzweifelhaft: In ihrer Medialität (s.u.) ist die Hervorbringung der Laute durch die Sprechorgane ein so auffälliger, ein so unwahrscheinlicher Vorgang, dass das Sprechen kaum überhört und ignoriert werden kann. Wer unter Anwesenden spricht, kann in der Regel (mit-)wahrnehmen, dass wahrgenommen wird – und genau das ist die Startbedingung der Interaktion. Wer spricht, muss deshalb davon ausgehen, dass sein Sprechen auch als Kommunikationsereignis verstanden wird.⁶⁶ In diesem Sinne garantiert das Sprechen fast immer Wahrnehmungswahrnehmung, weshalb Selbstgespräche unter Anwesenden *de facto* so gut wie unmöglich sind.

Kopräsens manifestiert sich mit dem Sprechen-und-Zuhören nicht nur in einer sinnlich wahrnehmbaren, sondern zudem in einer zunächst *exklusiv* für die Interaktion geschaffenen Materialität. Man braucht es nur unter der Bedingung von Kopräsens – und kann es auch nur dort brauchen, weil es nur unter Anwesenden in seiner Materialität präsent ist. Das Hervorbringen der Laute beim Sprechen stellt in seiner Flüchtigkeit deshalb eine unmittelbare Verkörperung von Kopräsens dar. Im deutschen Wort Verkörperung ist dieser Gedanke einer Materialisierung der Interaktion durch die Inanspruchnahme humanspezifischer Körperlichkeit sehr gut aufgehoben.⁶⁷ Dabei wird der Körper der Anwesenden im Sinne der uns bekannten Sprechorgane instrumentalisiert – und zugleich kommunikativ absorbiert: Wer zuhört, achtet in der Regel nicht auf die Hervorbringung der Laute durch den Körper und seine Or-

gane. Entsprechend wenig müssen Sprecher:innen und Hörer:innen über die körperliche Materialität des Sprechvorgangs wissen und reflektieren. Nur in Ausnahmesituationen wird diese Materialität bewusst wahrgenommen und thematisiert.⁶⁸

Mit dem Sprechen-und-Zuhören als verkörpertem Vollzug von Kopräsenz rückt gleichwohl all das in die kommunikativ potentiell relevante Zone, was mit dem Sprechen (mit-)gehört und über das Sprechen hinaus sinnlich wahrnehmbar ist: also nicht nur das Was, sondern vor allem auch das *Wie* des Gesprochenen. Dazu gehört Hörbares auch über die Prosodie hinaus: Husten, Lachen, Eigenheiten der Stimme. Dazu gehört weiterhin auch Sichtbares aller Art, darunter auch Mimik, Gestik, Blickkontakt und Körperzuwendung. Dabei ist vorab nicht entschieden, was aus dieser Fülle des unter Anwesenenden sinnlich Wahrnehmbaren tatsächlich interaktiv auch relevant, also zur Erscheinungsform von Kommunikation wird. Interaktion, wie wir sie alltäglich erleben, bedeutet deshalb eben auch und gerade: das Leisten der Selektion von der Wahrnehmung zur Kommunikation. Der Schlüssel dafür ist die Zirkularität der Wahrnehmung, also die Erwartbarkeit der Wahrnehmung des Wahrgenommenen. Mit der Deixis hat das Sprechen selbst einen wesentlichen Anteil daran, diese Wahrnehmungswahrnehmung zu garantieren und auf sehr unscheinbare Weise im Hier und Jetzt der Anwesenden zu verankern, um damit die für die ablaufende Interaktion gerade relevante »Sprechsituation« herzustellen. Die Materialität des Sprechens ist auf diese Weise tief in der Materialität der Wahrnehmungswahrnehmung von Angesicht zu Angesicht verwurzelt, wovon bis heute die Grammatik der natürlichen Sprache als »anthropologische Grammatik« Zeugnis ablegt.⁶⁹ Wie sehr das der Fall ist, zeigt sich insbesondere, wenn man daran erinnert, dass die Materialität des Sprechens eine Materialität der Flüchtigkeit bzw. des Augenblicks ist: Das gesprochene Wort überdauert bekanntlich nicht den Augenblick seiner Hervorbringung, es ist flüchtig und vergeht, sobald es ausgesprochen ist. Sprachliches in der Kopräsenzsituation ist deshalb auf die Gleichzeitigkeit von Sprechen und (Zu-)Hören angewiesen, und es geht gewissermaßen ganz in der Wechselseitigkeit der Wahrnehmungswahrnehmung auf. Daran ändert sich erst in dem Moment etwas, in dem Sprachliches in eine Erscheinungsform gebracht werden kann, die den Augenblick ihrer Entstehung überdauert. Der Prototyp für eine solche »Verdauerung«⁷⁰ ist die Schrift, und man darf annehmen, dass es uns ohne die Entwicklung insbesondere der Alphabetschrift gar nicht möglich wäre, überhaupt so etwas wie *die* Sprache von dieser Materialität des Sprechens abzulösen.⁷¹ Will man den blinden Fleck einer Linguistik unterlaufen, die ihren

Gegenstand erst durch diese Ablösung, also durch »Abstraktion« von der Materialität des Sprechens-und-Zuhörens gewinnt, muss man das Sprechen als Vollzug von Kopräsenz und damit als sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform der Interaktion wieder zurückgewinnen. Das soll hier die Rede von der Materialität des Sprechens leisten.

II.

Eng mit der Materialität verbunden ist die *Sequentialität* des Sprechens-und-Zuhörens. Als sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform von Kopräsenz ist das gesprochene Wort zunächst vor allem durch seine Erstreckung in der Zeit bestimmt. Sprechen heißt: Zeit verbrauchen. Sprechereignisse sind prozesshaft; sie haben eine Dauer mit Anfang und Ende, sie sind irreversibel (was immer man danach auch sagen und noch hinzufügen mag), und sie sind flüchtig. Aus allen diesen Gründen beruht das Aufkommen von Sprache in der Interaktion auf der Gleichzeitigkeit des Sprechens und Hörens. Zeitlichkeit ist ein Aspekt der gerade beschriebenen Materialität, und auch von ihr gilt, was eben allgemein bemerkt wurde: Erst mit den Möglichkeiten der »Verdauerung« des Gesprochenen (in Form von Schrift) wird es überhaupt möglich geworden sein, Sprachlichkeit von dieser Zeitlichkeit abzulösen und abstrakt als etwas Zeitloses zu denken. Ohne die Fixierung und Erstarrung des Gesprochenen in Gestalt des Textes wäre diese Konzipierung einer zeitlos hinter dem Gesprochenen gedachten »Sprache« undenkbar.

Sequentialität meint allerdings mehr als nur Zeitlichkeit im Sinne der Inanspruchnahme von Zeit. Über den Aspekt der Materialität hinaus ist mit Sequentialität gemeint, dass das Sprechen-und-Zuhören zum Aufbau genuin interaktiver Strukturen beiträgt. In und mit Interaktion vergeht nicht nur Zeit, die vergehende Zeit wird selbst auch kommunikativ relevant, aus chronologischer Zeit wird eine sozial hergestellte Zeit. Mit dem und durch das Sprechen manifestieren sich Erwartungen an das, was als Nächstes und wer als Nächste oder Nächster kommt. Zuhören bedeutet deshalb, das Gesprochene laufend auf die Manifestierung solcher Anschlussersparungen hin auszuwerten, um entsprechend reagieren zu können. Die vergehende Zeit wird damit sozial organisiert, sie wird zum Schauplatz der Ausbildung von Erwartungen und Erwartungserwartungen an das Nächste, an das, was kommt, an Reihenfolge und Anschluss. Hierhin gehören prototypisch die von der Konversationsanalyse früh beschriebenen »adjacency pairs«, die starke konditionelle Relevanzen (Zugzwänge) aufbauen und dadurch Projektionen möglich und ihrer-

seits projizierbar machen. Das Vergehen von Zeit erhält damit einen sozialen Strukturwert: In dem Maße, in dem sich in der Kopräsenzssituation Erwartungserwartungen an die Reihenfolge und den Anschluss bestimmter nächster Züge herausbilden, entsteht mit der vergehenden Zeit eine Struktur eigener Art. Die Organisation des zeitlichen Nacheinanders gerinnt in erwartbaren Strukturen. Darauf verweist der Ausdruck Sequentialität. Ohne die Sprache (oder etwas, was ihr schon sehr nahekommt) wären die Herausbildung und die Verfestigung solcher Strukturen kaum denkbar. Sequentialität und Sprachlichkeit verweisen deshalb ko-evolutionär aufeinander. Als verbale Interaktion kann sich so auf der Grundlage von Kopräsenz ein immer unwahrscheinlicheres sequentiell organisiertes Geschehen entwickeln, das auf der Lösung von Aufgaben (wie dem »turn taking«) beruht. Sequentialität ist eine der weitreichendsten Folgen der Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache.⁷²

Die Sequentialität des Sprechens-und-Zuhörens ist vor allem in der ethnomethodologischen Konversationsanalyse zum Gegenstand gemacht und empirisch untersucht worden. Ihren prominentesten Ausdruck findet sie in der Organisation des Sprecherwechsels, der sofort augenfällig macht, wie das Sprechen-und-Zuhören daran beteiligt ist, Reihenfolgeerwartungen im Sinne einer genuin interaktiven Struktur des Sichabwechselns zu etablieren. Der Strukturwert des Sprechens-und-Zuhörens erwächst deshalb aus dem Aufbau von Sequentialität, also daraus, dass und wie mit dem Sprechen-und-Zuhören Reihenfolge- und Anschlusswartungen ihrerseits erwartbar werden. Dabei erschöpft sich Sequentialität nicht im Sichabwechseln der Sprecher:innen, auch wenn sie darin einen markanten Ausdruck findet. Sequentialität ist vielmehr das Schlüsselwort für die Konstruktion sozialer Ordnung schlechthin. Sie verweist darauf, wie die Hörbarkeit des Sprechens-und-Zuhörens die Entstehung und Ausdifferenzierung einer genuin kommunikativen Struktur sozialer Ordnung ermöglicht, mit der das Vergehen und Verstreichen von Zeit als sozial organisiertes Nach- und Miteinander erlebt werden kann. Für die Evolution der Kommunikation dürfte das von einer kaum überschätzbaren Bedeutung sein. Diese Sequentialität des Sprechens-und-Zuhörens ernst zu nehmen, bedeutet also, den Aufbau genuin interaktiver Strukturen mit und durch Sprache aufzudecken und nachzuzeichnen. Für diese auf der sozialen Organisation von Zeitlichkeit beruhende Struktur gibt es außerhalb der Gesprächs- und Interaktionsforschung weder einen Begriff noch empirische Evidenz.

Wenn man auf diese Weise die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache profiliert, kann man auch sehen, was das Sprechen-und-Zuhören

von anderen möglichen Erscheinungsformen von Interaktion und Kopräsens – wie dem Sichanschauen, dem Winken, dem Sich-aufeinander-zu-Bewegen, dem Gestikulieren oder Zwinkern – unterscheidet und was es für den Aufbau genuin interaktiver Strukturen leistet und an Eigenwert einbringt. So kann wohl kein Zweifel daran bestehen, dass erst mit Sprache der Strukturwert der Sequentialität hervortritt; der Übergang von der Gleichzeitigkeit von Wahrnehmungswahrnehmung zum Nacheinander von Erwartungserwartungen⁷³ ist ohne Sprache (oder etwas, was der Sprache evolutionär schon sehr nahekommt) kaum vorstellbar. Darin liegt ein wichtiger Leistungsbeitrag von Sprache, der das, was Kopräsens ausmacht, nachhaltig verändert haben dürfte.⁷⁴ Das hat maßgeblich mit der *Medialität* des Sprechens-und-Zuhörens zu tun.

III.

Um erklären zu können, worauf der spezielle Leistungsbeitrag des Sprechens-und-Zuhörens für die Interaktion zurückgeht, braucht es einen Begriff, der die Besonderheit von Sprache als evolutionärer Errungenschaft bezeichnet. Das soll hier der Begriff der *Medialität* leisten. Gemeint ist damit die Charakteristik eines Zeichensystems, das die Unterscheidung von Lauten für die Unterscheidung von Bedeutungen ausnutzt und damit von Substanz restlos auf Form(en) übergeht. »Die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz«, wie de Saussure diese Einsicht pointiert formuliert hat.⁷⁵ Kein anderes Kommunikationsmedium kodiert und konstruiert Wahrnehmung so differenzorientiert und ermöglicht und verlangt eine derart differenzorientierte Wahrnehmung innerhalb eines Wahrnehmungskanal, wie es das Sprechen und Verstehen einer natürlichen Sprache erfordern und vorantreiben. Verantwortlich für diese Differenzorientierung ist die »zweifache Gliederung« der Sprache (André Martinet), d.h. die Konstruktion und Kodierung von kleinsten bedeutungstragenden und bedeutungsunterscheidenden Einheiten (Phoneme und Morpheme). Die Differenzorientierung der Laut- und Bedeutungsunterscheidung gehört nicht zufällig zum Kanon der modernen strukturalistisch geprägten Linguistik. Sie wird hier als mediale Charakteristik der Sprache verstanden.

Mit dieser Verselbständigung von Form, die de Saussure »langue« genannt hat und die die Erzeugung von Bedeutung durch Laute ermöglicht, realisiert das Sprechen-und-Zuhören ein Kommunikationsmedium, das unter Anwesenden sofort Aufmerksamkeit auf sich zieht und deshalb als Erscheinungsform von Interaktion und Vollzug von Kopräsens nur unter sehr speziellen

Bedingungen überhaupt ignoriert werden kann. Gesprochenes wird deshalb nicht nur als Schallereignis wahrgenommen, sondern als Gesprochenes (vertrautheitsabhängig) auch sofort »verstanden«. Das gesprochen-gehörte Wort ist, wie oben bereits vermerkt, ein so unwahrscheinliches Ereignis, dass es als Erscheinungsform eines wie auch immer gearteten interaktiven Zuges so gut wie nicht überhört werden kann (selbst dann, wenn wir die Sprache, in der gesprochen wird, nicht verstehen), was immer auch Sprecher:in (und Hörer:in) intendiert haben mögen. Mit dem klassischen Strukturalismus ist diese Unwahrscheinlichkeit der Verselbständigung von Form als Sprachwissenschaft disziplinbildend geworden. Mit Sprache hat sich zudem eine Form verselbständigt und als Gegenstand etabliert, die darauf beruht, von der Materialität und Sequentialität des Sprechens-und-Zuhörens weitgehend zu abstrahieren – also gerade von dem, was den oben erläuterten Strukturwert verbaler Interaktion ausmacht; der Strukturwert von Unterscheidungsunterscheidungen hat sich in Form von Sprache von der Bindung an Kopräsenz weitgehend unabhängig gemacht. Nur deshalb kann sich Sprache – wie wir das o. festgehalten haben – in kognitiven und neurobiologischen Systemen einnisten, die nicht auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen sind (s.o. Abb. 10). Es ist instruktiv zu sehen, dass das Sprechen-und-Zuhören für die moderne Linguistik in genau dem Maße zum Gegenstand geworden ist, in dem sie von der Materialität und der Sequentialität des Sprechens konsequent abstrahiert hat. Was immer man davon heutzutage halten mag, da man nicht nur die beeindruckenden Erfolge, sondern auch die Schattenseiten dieser Gegenstandsbestimmung sieht, scheint es doch evident, dass das Sprechen seine einzigartige Funktionalität für Kopräsenz und Interaktion einem Kommunikationsmedium verdankt, das Materialität und Sequentialität hinter die differenzorientierte Verselbständigung von Form immer mehr zurücktreten lässt. Das unvergleichliche evolutionäre Potential dieses Mediums dürfte jedenfalls genau in dieser Art von Formverselbständigung liegen, die ihren genuinen Strukturwert im Gegensatz zur Interaktion also gerade aus der Abstraktion von Materialität und Sequentialität erhält. Sobald wir sprechen-und-zuhören, können wir gar nicht umhin, diese Art von Formverselbständigung zu reproduzieren und für die Erfordernisse der Interaktion zu nutzen. Das ist hier mit Medialität gemeint.

Die Medialität des Sprechens-und-Zuhörens wird in der Interaktion auf vielfältige Weise in Anspruch genommen. Das beginnt bereits mit der Emergenz von Kopräsenz und der dafür konstitutiven Wahrnehmungswahrnehmung: Auf dem Hintergrund der Medialität des Sprechens-und-Zuhörens

ist es nicht verwunderlich, dass gerade sprachliche Erscheinungsformen besonders gut geeignet sind, interaktiv relevante Wahrnehmungen zu selektieren und als solche wahrnehmbar zu machen; es ist die mit der Verwendung von Sprache aktivierte Formverselbständigung, deren Aggressivität sich die Interaktion gewissermaßen zunutze macht. Wer spricht, vermag die Intention der Kommunikation kaum mehr zu leugnen und ist damit immer schon von der Hydraulik der Wahrnehmungswahrnehmung erfasst.⁷⁶ Je differenzierter die Formverselbständigung des Kommunikationsmediums »hinter« dem Sprechen-und-Zuhören ist, desto reichhaltiger sind die Möglichkeiten, die damit für den Aufbau genuin sequentieller Strukturen bereitgestellt werden können. Sprache ist so, interaktions- und kopräsens-theoretisch gesehen, auch die Bedingung der Möglichkeit, dass ausnahmslos alles, was in der Welt geschieht, auch unter Anwesenden behandelt, d.h. als Thema verarbeitet werden kann. Interaktion kann dann in der Konfiguration als Gespräch in einer Weise themen-, verständigungs- und sprachorientiert gestaltet werden, dass dabei die elementare Struktur der Sequentialität für die Beteiligten ganz in den Hintergrund tritt – und erst durch nachträgliche handlungsentlastete Beobachtung (z.B. in Form von Gesprächs- und Konversationsanalyse) wieder sichtbar gemacht werden muss. Man kann daran sehr anschaulich die Art von Strukturwert ermessen, den das Sprechen-und-Zuhören aufgrund seiner Medialität in die Kopräsenssituation einbringt. Diese Eigenleistung kann Sprache dadurch erbringen, dass es erstarrte und geronnene Formkonstruktionen eigener Art für den Aufbau von Sequentialität ins Spiel bringt. Der mediale Strukturwert von Sprache wird also unter kopräsent Beteiligten für den Aufbau von Sequentialität ausgenutzt. Sequentialität lebt, hatten wir gesagt, vom Aufbau von Erwartungserwartungen. Genau hier ist der interaktive Mechanismus zu verorten, der die Formverselbständigung von Sprache als Medium vorangetrieben haben dürfte. Vereinfacht gesagt: Je differenzierter die Formverselbständigung »hinter« dem Sprechen ist, desto reichhaltiger sind die Möglichkeiten des Sprechens-und-Zuhörens für den Aufbau sequentieller Strukturen in der Interaktion. Genau das schafft (im doppelten Sinn des Wortes) Sprache. Sie ist so gesehen Ergebnis und Auslöser von dem, was in der Systemtheorie »strukturelle Kopplung« genannt wird.⁷⁷ Sequentialität und Medialität des Sprechens-und-Zuhörens sind also ko-evolutionäre Er-rungenschaften, die sich gegenseitig bedingen und steigern und maßgeblich zur Ressourcenqualität der Sprache für die Interaktion beitragen.

IV.

Damit Sprache als Ressource zur Konfiguration von Kopräsenz beitragen kann, ist sie auf eine andere Ressource angewiesen, die wir mit dem Stichwort *Körperlichkeit* verbinden und bei der wir – zunächst und vereinfachend – an die humanspezifische Sensomotorik denken. Körperlichkeit kommt als Ressource nicht noch ergänzend hinzu, sondern ist immer schon im Spiel, damit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Und auch das Sprechen-und-Zuhören ist offensichtlich auf Sprech- und Hörorgane (Sprechwerkzeuge) angewiesen, mit denen Sprachschall erzeugt und aufgenommen werden kann. Beim Sprechen-und-Zuhören haben wir es mit einer »Verkörperung« von Sprache zu tun, die als Ressource immer schon in die Interaktion eingeht, damit Sprache sinnlich wahrnehmbar in Erscheinung treten kann. Natürlich ist diese Ressource nicht einfach gegeben, sondern das Produkt einer sich über Jahrtausende und Jahrmillionen hinziehenden Phylogenese des Sprechens-und-Zuhörens, innerhalb derer sich die komplexen körperlichen (anatomischen, physiologischen, sensomotorischen und neurobiologischen) Voraussetzungen für das Aufkommen von Sprache entwickelt haben (darunter: aufrechter Gang, Ausbildung der Sprechorgane, Zunahme des Hirnvolumens).⁷⁸

Die Körperlichkeit des Sprechvorgangs mit ihrem »Zusammenspiel von Kehlkopfmuskeln, Atemmuskeln und den für die Artikulation zuständigen Muskeln des Mund-/Rachen-Raums«⁷⁹ ist evident, ohne dass sie im Alltag der Kommunikation sozial relevant wird. Im Gegenteil bleibt die Hervorbringung der Laute durch den Körper als solche zumeist außerhalb der Wahrnehmung der Anwesenden: Man muss (und sollte!) nicht lange darüber nachdenken, wie man Lunge, Kehlkopf, Rachen-, Mund- und Nasenraum, Zunge, Gaumen, Zähne und Lippen benutzt, um einen bestimmten Laut hervorzubringen. Wer zuhört, nimmt in der Regel nicht die Motorik und Biomechanik des Sprechvorganges wahr. Man hört, *was* und *wie* gesprochen wird, man hört aber zumeist nicht, dass gesprochen wird.⁸⁰ Man hört nicht das, was Roland Barthes die »Rauheit« bzw. »Körnung der Stimme« (»le grain de la voix«) genannt hat, nämlich das An-das-Ohr-Dringen der Stimme »aus der Tiefe der Hohlräume, Muskeln, Schleimhäute und Knorpel«.⁸¹ Der Körper bleibt beim Sprechen-und-Zuhören in der Regel im Hintergrund. Genauer gesagt: Der Körper tritt zurück zugunsten des beim Sprechen-und-Zuhören entstehenden zeichenvermittelten Sinns, der sich der Medialität der Sprache verdankt (s.o. III.). Der Körper wird für die Hervorbringung der Sprachzeichen in An-

spruch genommen und verschwindet in seiner Physis hinter dieser sozialen Indienstnahme. In dem Maße, wie die körperlichen Grundlagen des Sendens und Empfangens von Signalen verfeinert werden, werden sie in ihrer biologischen Performanz der Wahrnehmung mehr und mehr entzogen. Wer spricht, stellt damit dar zu kommunizieren, wer spricht, stellt (in der Regel) nicht die eigenen Sprechorgane zur Schau. Die Körperlichkeit des Sprechvorgangs, so unabdingbar sie für die mündliche Kommunikation auch ist, ist ein in der Praxis des Sprechens-und-Zuhörens gerade nicht mitkommunizierter Aspekt. Im Fokus der Aufmerksamkeit steht nicht der Körper als materiale Ressource, sondern der durch das gesprochene (und gehörte) Wort erzeugte Sinn: Der Körper wird damit gewissermaßen sozial bzw. medial absorbiert. Viel spricht dafür, dass es sich dabei um eine *Conditio sine qua non* der zeichenbasierten Kommunikation handelt. Aleida Assmann spricht in diesem Zusammenhang von einem »semiotischen Gesetz«, demzufolge »ein Zeichen, um semantisch erscheinen zu können, materiell verschwinden muss.«⁸²

Als Ressource der Interaktion geht Körperlichkeit natürlich nicht in der Hervorbringung und Verarbeitung der Sprachlaute auf. Sie konfiguriert Kopräsenz auch unabhängig vom Sprechen-und-Zuhören. Das Sprechen-und-Zuhören ist freilich ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür, wie sich anatomische, physiologische, sensomotorische und neurobiologische Ausstattungen des Menschen entwickelt und dazu beigetragen haben, Kopräsenz auf eine »humanspezifische« Weise zu konfigurieren – so wie umgekehrt die Entwicklung der auf Kopräsenz beruhenden Interaktion, d.h. letztlich die Emergenz eigensinnig sozial bedeutsamer Anwesenheit, zur Konfiguration des Menschen und seiner humanspezifischen Ausstattungsmerkmale beigetragen haben dürfte. Als Ressource der Interaktion ist Körperlichkeit also nicht (genauso wenig wie auch Sprache und Architektur) eine Vorbedingung von Kopräsenz, sondern immer auch ein Effekt von Kopräsenz.

V.

Es gehört zum Mythos Kopräsenz mit der Stilisierung direkter Kommunikation und der Idealisierung von »agency«, wie selbstverständlich von voll entwickelter humanspezifischer Sensomotorik auszugehen, vor deren Hintergrund Abweichungen nur mehr als »Einschränkungen« in den Blick kommen. So wird z.B. die Interaktion am Telefon, die einen Fall von Telekopräsenz darstellt, typischerweise defizitär durch das definiert, was unter den damit gegebenen Bedingungen *nicht* (mehr) möglich ist. Wir brauchen deshalb anstelle

einer impliziten Normalitätsvorstellung einen abstrakten Begriff von dem, worauf die Evolution humanspezifischer Sensomotorik, d.h. der Körper des Menschen als Ressource, bereits die Antwort (und nicht die Vorbedingung) ist. Ansonsten kann man weder frühe Stadien wenig voraussetzungsreicher Kopräsenz noch moderne Weiterentwicklungen medientechnologischer Natur angemessen in den Blick bekommen. Was es für die Emergenz von Kopräsenz offensichtlich braucht, sind Wahrnehmungsorgane bzw. Sensoren, die Informationsgewinnung ermöglichen. Damit sich die konstitutive Reflexivität der Wahrnehmung ergeben kann, muss zudem gewährleistet sein, dass Wahrnehmungen irgendeiner Art von Akteur:in zugeordnet werden können, damit die gewonnenen Informationen zur Grundlage von Verhalten (und Handlungen) gemacht werden können und es zur Zuschreibung wechselseitiger Interaktionsfähigkeit kommen kann. Das ist typischerweise bei Lebewesen (darunter: Menschen) der Fall, gilt aber zunehmend auch für Maschinen. Körperlichkeit im Vollsinn humanspezifischer Sensomotorik ist jedenfalls keine Vorbedingung von Kopräsenz, sondern eine evolutionäre Errungenschaft, die sich in und mit Interaktion herausgebildet hat und die deshalb auch in und mit Interaktion weiterentwickelt, ergänzt und womöglich auch ersetzt werden kann, was die Bindung von Wahrnehmung(-swahrnehmung) an Leben betrifft. Die Interaktion ist in dieser Hinsicht viel robuster und anpassungsfähiger, als es der Mythos Kopräsenz nahelegt. Darauf kommen wir noch am Schluss dieses Buches zurück, wenn wir Phänomene des Wandels von Kopräsenz thematisieren.⁸³

Wenn wir uns vor dem Hintergrund dieser Vergewisserung fragen, in welcher Weise die Körperlichkeit des Menschen Kopräsenz konfiguriert, drängt sich vor allem die *Multimodalität* der Interaktion auf. Vor dem Hintergrund der Tradition einer mehr oder weniger sprachfixierten empirischen Interaktionsforschung, die ihren Gegenstand wie selbstverständlich am Sprechen- und -Zuhören ausgerichtet hat (verbale Interaktion), ist die Einsicht in die Multimodalität der Interaktion nicht selbstverständlich. Tatsächlich hat sie sich erst im Zuge des Aufschwungs und der Verbreitung der videobasierten Datenerhebung mehr und mehr durchgesetzt, mit der sie zugleich empirisch untersuchbar geworden ist. Zwar ist die Beschäftigung mit Videoaufzeichnungen und der bis heute sogenannten nonverbalen Kommunikation sehr viel älter.⁸⁴ Die schnellen Erfolge der auf Audiodaten und ihrer Verschriftlichung (Transkription)⁸⁵ beruhenden Konversationsanalyse haben den zudem lange an Sprachbegleitung orientierten Blick auf Phänomene von Gestik, Mimik, Proxemik, Blickverhalten und Körperzuwendung in der Linguistik

aber schnell in den Hintergrund treten lassen. Bis heute ist eine Tendenz feststellbar, die über Sprache hinausreichende Multimodalität der Interaktion vor allem in dem Maße zu berücksichtigen, wie sie sich auf typische sprachbedingte und -geprägte Probleme der Interaktion (wie den Sprecherwechsel) beziehen lässt.⁸⁶ Darin kommt die Annahme zu ihrem Recht, dass sich Interaktion mit dem Ausnutzen von Sprache konstitutiv verändert und Sprache als Ressource Kopräsenz irreversibel konfiguriert, was sich an den Problemen verbaler Interaktion anschaulich zeigen lässt.⁸⁷ Insofern folgt die Orientierung an den sprachgemachten Problemen der Interaktion einer Entwicklung im Gegenstandsbereich selbst. Allerdings folgt(e) diese Orientierung (lange) *auch* einer disziplinspezifischen Einengung auf das, was sich am Gesprochen-Gehörten (forschungspraktisch: anhand des Transkribierten) nachweisen und zeigen ließ.

Diese methodologische Engführung kann heute als überwunden gelten, was die Erweiterung des Blicks auf die Erscheinungsformen der Interaktion betrifft: Es kann als unstrittig gelten, dass Interaktion im Prinzip die gesamte Bandbreite menschlicher Sinneswahrnehmung nutzen kann (wenn auch: empirisch nicht immer nutzen muss) und dass »human communication proceeds simultaneously in more than one channel«, wie man bei Yehoshua Bar-Hillel in kommunikationstheoretischer Terminologie nachlesen kann.⁸⁸ Bar-Hillel sieht darin letztlich den grundsätzlich pragmatischen Charakter natürlicher Sprachen begründet. Damit kommen über das prinzipielle Nacheinander des Gesprochen-Gehörten das prinzipielle Nebeneinander und die prinzipielle Gleichzeitigkeit des unter Anwesenden Wahrgenommenen ins Spiel. Das betrifft all das, was unter Anwesenden eben nicht nur gehört, sondern auch gesehen, getastet, gerochen oder sonst wie wahrgenommen werden mag.⁸⁹ Wenn man es so formuliert, kommt allerdings sofort ein Problem auf, dass mit und durch Sprache sehr effektiv gelöst wird: Was an dem, was unter Anwesenden sinnlich wahrgenommen werden kann, soll für die Interaktion relevant werden? Das Sprechen-und-Zuhören löst dieses Problem kraft der Medialität der Sprache:

Im akustischen [...] Wahrnehmungsmedium ist die Sprache so formprägnant ausdifferenziert, dass, wenn sie benutzt wird, darüber kein Zweifel bestehen kann und die entsprechenden Wahrnehmungen anderer unterstellt werden können. Jeder Teilnehmer weiß von sich selbst und vom anderen, dass sprachliche Sinnfixierungen kontingent gewählt werden (womit sich laufend bestätigt, dass es sich »nur« um Zeichen handelt).⁹⁰

Darin zeigt sich anschaulich, warum und in welchem Sinne die Sprache eine »evolutionäre Errungenschaft«⁹¹ ist, die Kopräsenz nachhaltig und irreversibel konfiguriert – und in vielen Fällen die anderen Wahrnehmungen kanalisiert und dominiert. Die Multimodalität der Interaktion vor dem Nutzen von Sprache, in die wir uns kaum noch einfühlen können, dürfte deshalb eine andere (gewesen) sein als die rezente Multimodalität, die sich mit dem Sprechen-und-Zuhören einstellt. Das betrifft natürlich die Instrumentalisierung des Körpers für die Zwecke verbaler Interaktion, also den mehr oder weniger redegleitenden und mehr oder weniger semiotisierten Einsatz von Mimik, Gestik, Blickverhalten, Proxemik, Körperpositur und -zuwendung, wie er kommunikationspraktisch bis heute in der Rhetorik und mit kommerziellen Interessen in der populären Ratgeberliteratur zu »nonverbaler Kommunikation« und »Körpersprache« reflektiert und thematisiert worden ist und nach wie vor thematisiert wird. Es betrifft aber auch die Frage, wie Wahrnehmungen für die Interaktion überhaupt relevant (gemacht) werden können. Wir haben ja schon mehrfach betont, dass unter Anwesenden stets viel mehr wahrgenommen werden kann und wahrgenommen wird, als für die Interaktion tatsächlich relevant wird, d.h. in die interaktive Zone ragt, so dass es situativ zu einem verlässlichen Bestandteil von Kopräsenz werden kann. Wie können, um eine o. schon gestellte Frage zu reformulieren, Wahrnehmungen zumal von wenig(er) semiotisierten Facetten einer Situation in der Interaktion »main track status« erlangen?⁹² Fragen wie diese haben in den letzten rund fünfzehn Jahren die interaktionsbasierte Deixisforschung beflügelt, weil sie einen spezifischen Leistungsbeitrag der Sprache sichtbar machen: Das Zeigen in und mit Sprache lässt sich als Mechanismus verstehen, um Wahrnehmung als interaktiv gerade relevante Erscheinungsformen der Interaktion zu etablieren. Auf diese Weise wird die (Sprech- und Zuhör-)Situation in ihren gerade für die laufende Interaktion relevanten Aspekten im Medium wechselseitig geteilter Wahrnehmung (»joint attention«) hergestellt. Wir werden darauf zurückkommen, wenn wir uns mit der Situierung einem der grundlegenden Probleme nicht nur der *verbalen* Interaktion zuwenden.⁹³

Gleichwohl wäre es verzerrend und typisch sprachfixiert, wenn wir die interaktive Relevanz von Wahrnehmungen (welcher Art auch immer) an das Auftreten sprachlicher Verweise (sei es deiktischer, symbolischer oder metakommunikativer Art) binden wollten. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass Kopräsenz nicht davon abhängt, dass es für Wahrnehmungswahrnehmung jederzeit empirische Evidenz gibt, wie sie z.B. durch das Zeigen (in und außerhalb der Sprache) gewährleistet wird. Vielmehr ist von einem Minimum geteil-

ter Wahrnehmung⁹⁴ auszugehen, das eher auf Routineunterstellungen als auf konkreten Belegen beruht und so lange »hält«, bis es Auslöser für diesbezügliche Irritationen gibt:

Der Kommunikation selbst genügt [...] die Unterstellung, dass wahrnehmbare Teilnehmer wahrnehmen, dass sie wahrgenommen werden. Innerhalb des Bereichs wahrnehmbarer Wahrnehmungen kann und muss mit Unterstellungen gearbeitet werden; zum Beispiel: dass gehört wird, was laut gesagt wird. Zweifel sind möglich, können aber (wie immer bei Grenzproblemen autopoietischer Systeme) mit den Mitteln dieser Systeme (hier also: unter Anwesenden) geklärt werden.⁹⁵

Diese Unterstellbarkeit gilt nicht nur für die Wahrnehmung des Gesprochenen, sondern auch für die Wahrnehmung der Wahrnehmung der oder des Anderen und für die Wahrnehmbarkeit ausgewählter Situationsaspekte als vorauszusetzender Hintergrund von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation. Zu den unscheinbaren »Garanten«, die diese Unterstellbarkeit in vielen Fällen fraglos gewährleisten, ohne eigens thematisiert oder fokussiert zu werden, gehört die Benutzung von Architektur durch die Körper der Beteiligten, etwas technischer gesagt: die Aktualisierung und »Beantwortung« von Benutzbarkeitshinweisen durch das umgebungsangepasste und -responsive Verhalten der Beteiligten. An dieser Stelle berühren sich die Ressourcen der Körperlichkeit und der Architektur.⁹⁶

VI.

»Architektur« ist eine wichtige Ressource der Interaktion und trägt als solche auf eine eher unscheinbar-hintergründige Weise zur Konfiguration von Kopräsens bei. Wir wollen darunter in einem weiten anthropologischen Sinn Erscheinungsformen des gebauten, gestalteten und ausgestatteten Raums verstehen, also z. B. und sehr prominent Gebäude, Plätze, Wohnungen, Versammlungs- und Begegnungsstätten aller Art, und in einem weiteren Sinn auch die Umgebung, in der sich Kopräsens wie auch immer abspielen mag und sofern sie Spuren von Gestaltung erkennen lässt.⁹⁷ Das schließt in phylogenetischer Blickrichtung auch frühe Formen des Arrangements wiederkehrend benutzter *Orte* und *Plätze* ein, wie sie vielleicht durch Steinkreise und Feuerstätten markiert worden sind.⁹⁸ Mit Blick auf das Innen des umbauten Raumes schließt es auch die Innenarchitektur von Räumen mit ihrer Möblie-

rung und Installierung von Technik ein, also z.B. die Hörsaalarchitektur mit ihrer Bestuhlung und ihren Übertragungs- und Projektionstechnologien,⁹⁹ aber auch die Sitzzecke im Wohnzimmer.¹⁰⁰ Schließlich wäre mit Blick auf rezente Entwicklungen von Telekopräsenz auch die Simulation und Animation von Räumen in virtuellen Interaktionsumgebungen zu thematisieren. Um den Bezug auf Kopräsenz zu betonen, sprechen wir zusammenfassend von »Interaktionsarchitektur«.¹⁰¹

Interaktionsarchitektur manifestiert sich empirisch in Form der bereits beschriebenen Benutzbarkeitshinweise.¹⁰² Sie ermöglicht damit Kommunikation auch außerhalb und unabhängig von Kopräsenz. Das verbindet die Architektur mit Sprache und Körperlichkeit. Mit Sprache kommt eine Ressource der Interaktion ins Spiel, die als Medium weder an Kopräsenz noch überhaupt an Kommunikation gebunden ist, sondern übergreifend auch in anderen Systemen zuhause ist, aber selbst in diesem Sinn kein System ist. Mit schriftbasierter Lesbarkeit hat Sprache zudem zur Entstehung einer eigenständigen Kommunikationsbedingung beigetragen, wobei Lesbarkeit und Kopräsenz in der Regel entkoppelt sind. Das unterscheidet Lesbarkeit von Benutzbarkeit; die Benutzbarkeit der Architektur tritt besonders anschaulich gerade im Zusammenspiel mit Kopräsenz in Erscheinung. Auch darauf soll der Ausdruck Interaktionsarchitektur verweisen. Mit Körperlichkeit kommt schließlich eine Ressource ins Spiel, die die Koevolution sozialer Systeme und (neuro-)biologischer Systeme eindrucksvoll veranschaulicht und ebenfalls nicht an Kopräsenz und Kommunikation gebunden ist. Benutzbarkeit appelliert direkt an die sensorimotorische Kompetenz, was Architektur und Körperlichkeit als Ressourcen der Interaktion eng miteinander verbindet.

Mit der Interaktionsarchitektur kommt schließlich eine Ressource ins Spiel, die sich im Gegensatz zur gesprochenen Sprache durch eine den Augenblick überdauernde Materialität auszeichnet. Das gilt auch für die Schrift, die dann aber in Form der Lesbarkeit ihre den Augenblick überdauernde Qualität außerhalb der Interaktion ausspielt und eben eine eigenständige – und d.h.: nicht auf Kopräsenz beruhende – Form der Kommunikation begründet. Schrift trägt deshalb in der Regel nicht direkt zur Konfiguration von Kopräsenz bei. Anders verhält es sich bei der Interaktionsarchitektur, die wie dafür geschaffen scheint, Kopräsenz zu konfigurieren, indem sie die mit den Benutzbarkeitshinweisen verbundenen Erwartungen an das Anlaufen und die Richtung der Interaktion in einer den Augenblick überdauernden Form sichtbar, greifbar und betretbar materialisiert, so dass die Beteiligten mit ihren Körpern unmittelbar daran anschließen können. Das ist vor allem vor

dem Hintergrund der Episodenhaftigkeit der Interaktion von großer Bedeutung, weil die Benutzbarkeit der Architektur eine Form der Kommunikation etabliert, die nicht an diese Episoden des Gesellschaftsvollzugs gebunden ist. Interaktionsarchitektur macht deshalb unmittelbar fassbar, dass und wie die Gesellschaft der Interaktion ihre Komplexität zur Verfügung stellen kann und die Bedingungen der Möglichkeit von Interaktion etabliert. Das gilt auch schon für die gesprochene Sprache, aber im Gegensatz zur gesprochenen Sprache überdauern die architektonischen Erscheinungsformen die auf Kopräsenz beruhenden Interaktionsepisoden. Sie sind im Gegensatz zur gesprochenen Sprache als Ausdruck von Gesellschaft nicht auf Kopräsenz angewiesen. Eben deshalb können sie auch unabhängig von Kopräsenz und Interaktion zur Grundlage von Kommunikation werden. Benutzbarkeitshinweise lassen sich entsprechend (wie Lesbarkeitshinweise) auch unabhängig von Interaktion rekonstruieren, was schwerwiegende methodisch-methodologische Folgen hat und das Selbstverständnis interaktionsorientierter empirischer Forschungsansätze herausfordert. Diese Herausforderung erwächst daraus, dass die Materialität der Benutzbarkeitshinweise einer objektivierenden Verdinglichung (Reifizierung) der Interaktionsarchitektur Vorschub leistet. In der neueren Architektursoziologie wird die Interaktionsarchitektur als ein »schweres Medium« verstanden,¹⁰³ das sich nicht selten durch Stein gewordene Erscheinungsformen auszeichnet, also durch eine handfeste Materialität, auf die man zeigen, die man anfassen und begreifen, die man aufsuchen, ausstellen und dokumentieren kann. Im Vergleich zur gesprochenen Sprache tritt diese relative Dauerhaftigkeit der Interaktionsarchitektur markant hervor. Sie darf aber nicht dazu verleiten, Architektur als gegebenes und objektivierbares Datum anzusehen, also zugunsten der evidenten physisch-materialen Qualität die uns interessierende soziale Qualität der Architektur zu übersehen. Auch dieser Aspekt soll im Ausdruck Interaktionsarchitektur betont werden; wie bei Anwesenheit geht es nicht um die physische Präsenz, sondern darum, dass und wie Architektur kommunikativ in ihrer Relevanz für die Interaktion durch und mit Interaktion hervorgebracht wird. Deshalb konzeptualisieren wir die Interaktionsarchitektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen, die im Moment der Nutzung relevant werden oder auch nicht relevant werden, also emergenter Natur sind. Benutzbarkeitshinweise sind also nicht schon mit der Architektur gegeben, sondern müssen anhand der Erscheinungsformen in ihrer »Valenz« rekonstruiert (interpretiert) und plausibel gemacht werden. Dabei ist einzubeziehen, dass sie (erst) im Moment der Nutzung ihre soziale Relevanz als Kommunikation entfalten.

Interaktionsarchitektur in Form von Benutzbarkeitshinweisen macht bestimmte Nutzungen möglich und wahrscheinlich, kann aber den Moment der Nutzung nicht vorwegnehmen. Das teilen die Benutzbarkeitshinweise mit den Lesbarkeitshinweisen: Sie verweisen auf Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation und können erklären helfen, warum bestimmte Kommunikationen naheliegen und wahrscheinlich werden (ohne dass darüber z.B. gesprochen werden muss). Die faktische Nutzung ist an den Benutzbarkeitshinweisen aber aus Prinzip nicht ablesbar. Mit der Orientierung an Benutzbarkeit kommt wie von selbst die Benutzerabhängigkeit der Benutzbarkeitshinweise ins Spiel, also die Frage, *an wen* sich die Hinweise richten und *für wen* sie »gemacht« sind. Benutzbarkeitshinweise sind, anders ausgedrückt, grundsätzlich benutzerabhängig. Das gilt für alle drei Typen von Benutzbarkeitshinweisen, die wir bereits besprochen haben.¹⁰⁴ Selbst im Fall der basalen *Navigationshinweise*, die die Sensorik und Motorik der Beteiligten direkt adressieren, liegt es auf der Hand, dass sie z.B. oftmals humanspezifische Sensomotorik und weitergehend die voll entwickelte Sensomotorik von Erwachsenen implizieren. Sie sind also nicht einfach objektivierbar, sondern abhängig von dem, was Nutzer:innen mitbringen. Im Fall der Interpretationshinweise liegt diese Abhängigkeit auf der Hand, insofern es eine Art von »architectural literacy« braucht, damit die entsprechenden Hinweise genutzt werden können. Schließlich verlangen die Nutzung und das »Verstehen« der *Partizipationshinweise* die Vertrautheit mit der entsprechenden sozialen Praxis, wie sie oftmals erst in einem Prozess der (Ein-)Sozialisation in die fragliche soziale Praxis erworben wird. Schon aus diesen Gründen sind Benutzbarkeitshinweise, die uns an der Interaktionsarchitektur interessieren, nicht einfach mit den materialen Erscheinungsformen der Architektur gegeben. Sie sind vielmehr an den Moment der Benutzung gebunden.

VII.

Als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen ist auch die Interaktionsarchitektur wie alle anderen Ressourcen der Interaktion als eine evolutionäre Errungenschaft zu verstehen. Man versteht die Ressourcenqualität der Interaktionsarchitektur nicht, wenn man diesen Hintergrund außer Acht lässt. Interaktionsarchitektur fällt nicht vom Himmel, sondern ist das Ergebnis von Evolution. Sie evolviert mit der Gesellschaft und ihren Kommunikationsformen. Anders wäre nicht zu erklären, woher der kommunikative Anknüpfungs- und Anschlusswert (die kommunikative »Valenz«)¹⁰⁵ der Benutzbarkeitshin-

weise kommen sollte. Damit Architektur als Kopräsenzressource wirksam werden kann, muss sie auf genuin interaktive Probleme bezogen werden können. Wir verstehen architektonische Erscheinungsformen deshalb als Antworten auf wiederkehrende interaktive Probleme und Fragen. Sie sind der erstarrte Ausdruck für Lösungen, die sich im kommunikativen Alltag bewährt haben. In diesem Sinne ist die Architektur (wie die Sprache) ein Sediment, in und mit dem eine bestimmte Lösung für ein rekurrentes kommunikatives Problem eine dauerhaft verfestigte Form gefunden hat, die auf diese Weise die Momente ihrer Nutzung überdauert und (vor-)strukturiert. Interaktionsarchitektur ist deshalb nicht gleich zeitlos, aber sie ist längst nicht mehr flüchtig und kann genau damit maßgeblich zum Aufbau immer voraussetzungsreicherer Kommunikationsprozesse beitragen. Als Formerstarrung (und »Ablagerung« aus unzähligen Problemlösungsvorgängen) ist die Architektur (wie die Sprache) hochgradig sozial implikativ (ohne dass das den Nutzern und Nutzerinnen im Moment der Aktualisierung in der Regel bewusst ist).

Interaktionsarchitekturen ähneln in dieser Charakteristik den *kommunikativen Gattungen* der Wissenssoziologie. Der Soziologe Thomas Luckmann hat sie als »Gesamt muster« des »gesellschaftlichen Wissensvorrates« bestimmt, an denen sich ein Handelnder »schon im Entwurf [...] orientiert, als dem Mittel, das seinen Zwecken dient«. Gattungen entstehen, so Luckmann weiter, als »mehr oder minder wirksame und verbindliche Lösungen von spezifisch kommunikativen Problemen«. ¹⁰⁶ Sie stellen in diesem Sinne Ablagerungen (Sedimente) kommunikativer Vorgänge dar, in denen sich sprachliche Lösungen für kommunikationspraktische Probleme verfestigt haben und dann als vorgefertigte Verfestigungen für neuerliche Kommunikationen zur Verfügung stehen. »Sie üben einerseits Zwang aus und wirken andererseits entlastend«. ¹⁰⁷ Gattungen lassen also Kommunikation immer wieder in den gleichen Bahnen laufen, machen Abfolgen von Handlungen erwartbar und bilden in ihrer Gesamtheit das, was man den »kommunikativen Haushalt« einer Gesellschaft nennen könnte. ¹⁰⁸ Kommunikative Gattungen sind im Wissensvorrat einer Gesellschaft verankert, sie können schriftlich überliefert und tradiert sein, müssen es aber nicht. Ihre Formerstarrungen betreffen jedenfalls die Sprache und die Vertrautheit von Sprechern und Sprecherinnen mit den kommunikativen Gattungen. Demgegenüber ist die Interaktionsarchitektur nicht auf Sprache angewiesen. Zwar lässt sie sich im Prinzip »versprachlichen«, und es gibt auch eine Alltags- und Fachlexik (ein Vokabular) und eine Semantik, in der man Architektur(en) auf Begriffe

bringen und über Architektur(en) reden kann. Und manchmal mag man auch über Architekturen sprechen und z.B. die »Atmosphäre« eines Raumes unter Anwesenden thematisieren.¹⁰⁹ Die Wahrnehmung und Ausnutzung der Benutzbarkeitshinweise ist aber nicht auf Versprachlichung und Verbalität angewiesen. Das hat damit zu tun, dass die Ablagerungen der Interaktionsarchitektur eine materiale Substanz haben. In der Form von Hinweisen auf Benutzbarkeit materialisieren sich die Erwartungen an die Nutzung und die Erwartbarkeit solcher Erwartungen. Wie im Fall der kommunikativen Gattungen rührt diese Kraft (und »Valenz«) der Architektur daraus, dass sich darin einmal gefundene und eingespielte Lösungen für Kommunikationsprobleme verfestigt haben: Die Interaktionsarchitektur kann so (wie die Gesellschaft, deren Teil sie ist) mit dem Leichten und Gefälligen locken.¹¹⁰ Benutzbarkeitshinweise werden deshalb vielfach direkt mit dem Körper beantwortet, ohne dass darüber reflektiert werden muss: indem man z.B. geht, wo ein Gehweg Spuren hinterlassen hat, und z.B. dahin blickt, wo die erwartete Ausrichtung der Anwesenden bereits einen Ausdruck in Raumaufteilung und Möblierung gefunden haben mag. Insbesondere die hier angesprochenen Navigationshinweise appellieren auf diese Weise direkt an humanspezifische Sensorik und Motorik, so dass die entsprechende »Nutzung« eines Raumes als höchst natürlich und selbstverständlich wirken mag. Nicht anders verhält es sich im Prinzip mit dem Wiedererkennen und -aufnehmen von sprachlichen Versatzstücken kommunikativer Gattungen: So mag es z.B. ganz selbstverständlich und »natürlich« erscheinen, ein vergangenes Handeln und Erleben im Format des Erzählens zu rekonstruieren. Ein bestimmtes kommunikatives Problem, eben das Rekonstruieren von Handlungen und Erlebnissen, hat in den narrativen Alltagsmustern des Erzählens, z.B. der Ankündigung der »reportability« des Geschehens (»Gestern ist mir etwas Komisches passiert.«), einen vorgefertigten Rahmen gefunden, der aktiviert und ausgenutzt werden kann, sobald sich die Aufgabe im Alltag (wieder) stellt. Das reicht bis in feine Verästelungen der kommunikativen Praxis, sofern und in dem Maße, in dem sich für ein bestimmtes Problem eine bestimmte Lösung eingespielt und verfestigt hat.

Ebenso verhält es sich mit den Interaktionsarchitekturen der Gesellschaft. Dafür ist die institutionelle Kommunikation ein herausragendes Beispiel, weil mit der Institutionalisierung der Interaktion und der Differenzierung spezifischer kommunikativer Muster auch eine Differenzierung musterhafter Interaktionsarchitekturen Hand in Hand geht. Man denke dazu an die bereits erwähnten Beispiele: die Vorlesung im *Hörsaal*, den Unterricht im *Klassenzimmer*, die Gerichtsverhandlung vor *Gericht*, die Kunstaussstellung im *Museum*

oder den Gottesdienst in der *Kirche*. In allen diesen und weiteren Fällen haben sich für spezifische kommunikative Aufgaben Lösungen entwickelt, die ihren Ausdruck nicht nur in kommunikativen Mustern, den »Gattungen«, sondern auch in architektonischen Mustern, den entsprechenden Interaktionsarchitekturen, gefunden haben. Die modernen Funktionssysteme der Gesellschaft verfügen wohl nicht zufällig über solche Stein gewordene Manifestationen; es sind die Schauplätze, an denen die Bindung zwischen Interaktion und Gesellschaft besonders greifbar wird. Gesellschaft wird hier im Wortsinn »betretbar«:¹¹¹ Indem sich die Beteiligten innerhalb solcher Umgebungen versammeln und »treffen« und indem sie dabei die Benutzbarkeitshinweise der Interaktionsarchitektur aufnehmen und körperlich »beantworten«, also beispielsweise bestimmte Positionen einnehmen, wird die relevante Umgebung Teil der Interaktion und wird die Kopräsenz der Beteiligten durch und mit Architektur und den in ihr materialisierten Erwartungen konfiguriert. Interaktion kann so auf eine denkbar effektive wie ökonomische Weise an Gesellschaft anschließen und sich wie selbstverständlich als Mitvollzug von Gesellschaft etablieren. Interaktionsarchitektur kann nicht determinieren, in welchen Bahnen eine konkrete Interaktion verlaufen wird. Es geht um Benutzbarkeit, also um das Nahelegen und Suggestieren von Anschlussmöglichkeiten. Die Art und Weise der Realisierung der Anschlussmöglichkeiten kann die Architektur aus Prinzip nicht vorwegnehmen. Aber sie kann erklären helfen, dass und wie bestimmte Interaktionen wahrscheinlich gemacht werden, ohne dass darüber im Einzelfall aufwendig verhandelt oder diskutiert werden müsste.

Interaktionsarchitekturen strukturieren mögliche und erwartbare Interaktionen vor, sie konfigurieren die Kopräsenz der Beteiligten kraft der Etablierung von Benutzbarkeitshinweisen. Diese Benutzbarkeitshinweise kann man auch unabhängig von Interaktion rekonstruieren, weil sie, wie schon eingangs vermerkt, einen eigenen Typus von Kommunikation begründen. Was dabei zum Vorschein kommt, ist eine Archäologie von Kopräsenzkonfigurationen, die sich auf die Sedimente konzentriert, die frühere Problemlösungen in Form von Architektur hinterlassen haben. So kann man aus der Interaktionsarchitektur eines Hörsaals, seiner aufsteigenden Sitzreihen, seines Podiums und seiner Stirnwandgestaltung die kommunikativen Probleme rekonstruieren, die mit dem Interaktionstyp Vorlesung strukturell verbunden sind, so dass der Beitrag der Hörsaalarchitektur(en) zu ihrer Lösung hervortritt.¹¹² Wer Aussagen über die Vorlesung macht, sollte also über den Hörsaal nicht schweigen. Analoges gilt für die Gerichtsverhandlung im Gerichtsgebäude,¹¹³

den Gottesdienst im Kirchenraum,¹¹⁴ den Unterricht im Klassenzimmer,¹¹⁵ die Ausstellung im Museum¹¹⁶ und den Fahrkartenschalter am Bahnhof.¹¹⁷ Was sich in solchen Fällen sehr anschaulich zeigt: wie Interaktionsarchitekturen auf kommunikative Probleme zurückweisen, wie sich daraus konkrete Benutzbarkeitshinweise ergeben und wie auf diese Weise Kopräsenz durch Architektur(en) konfiguriert wird, so dass Architektur neben Sprache und Körper als Ressource der Interaktion in Erscheinung treten kann.

Kopräsenz kann auf diese Weise höchst unwahrscheinliche Formen annehmen. Das gilt für die institutionelle Kommunikation, insofern hier das Überlappen von Anwesenheit und Mitgliedschaft durch architektonische Benutzbarkeitshinweise innerhalb der entsprechenden Funktionsgebäude vorstrukturiert werden kann: Positionierungen im Raum sind dann gleichzeitig Positionierungen in der organisierten Welt, räumliche gleichzeitig soziale Positionen.¹¹⁸ Architektur trägt so maßgeblich dazu bei, dass an sich unwahrscheinliche Ausprägungen von Interaktion möglich und erwartbar werden.¹¹⁹ Dafür ist auch die Interaktion in großen Gruppen (Massen) ein eindrucksvolles Beispiel, insofern hier Kopräsenzerfahrungen von Öffentlichkeit durch die Ausdifferenzierung spezieller Versammlungsarchitekturen möglich und erwartbar gemacht worden sind, so dass die Konfiguration kopräsenzbasierter Öffentlichkeit durch Architekturen auch in diesen Fällen besonders greifbar wird.¹²⁰

VII.

Die Ressourcenqualität der Architektur für die Interaktion ist in der Forschung lange Zeit kaum beachtet worden. Das hat damit zu tun, dass der Raum in einer traditionell sprachfixierten Konversations- und Gesprächsanalyse generell vernachlässigt worden ist. Erst mit dem Aufschwung der Videoaufzeichnung als Standarderhebungsverfahren ist der Raum in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren sichtbar und (wieder) zu einem Thema geworden. Dabei hat allerdings nicht die Architektur im Mittelpunkt gestanden, sondern die Art und Weise, wie sich die Interaktionsteilnehmenden auf den Raum und Objekte im Raum sprachlich und körperlich beziehen, im Raum agieren und dabei bestimmte Aspekte der Umgebung multimodal in Szene setzen, so dass sie die für sie gerade relevante Umgebung als »Interaktionsraum« etablieren (»doing space«).¹²¹ Es ist dabei freilich nicht unbemerkt geblieben, dass die Hervorbringung des Interaktionsraumes in vielen Fällen unseres kommunikativen Alltags innerhalb von Settings geschieht, die offensichtlich Vorgaben für

die Konfiguration von Kopräsens und konkret für das Einnehmen von Positionen machen. Settings können entsprechend danach unterschieden werden, wie stark sie die räumliche Konfiguration Anwesender »vorstrukturieren«. ¹²² Ein ebenso anschauliches wie unspektakuläres Beispiel dafür ist die »Sitzgruppe« ¹²³ und generell die Art und Weise, wie die Möblierung (z.B. Bestuhlung) eines Raumes dazu beiträgt, dass die Beteiligten einen Interaktionsraum schon dadurch aktivieren, dass sie z.B. Platz nehmen, und schon dadurch (wieder) auflösen, dass sie aufstehen. ¹²⁴

Mit dem Konzept der Interaktionsarchitektur reflektieren wir die Beobachtung, dass die Architektur von Räumen die in diesen Räumen stattfindende Interaktion (wenn auch nicht determinieren oder verhindern, so doch) in spezifischer Weise ermöglichen, nahelegen und erwartbar machen kann. Unter Architektur verstehen wir, wie schon angemerkt, heuristisch all das, was vom gebauten Raum (z.B. aus Stein, Beton, Holz) über den gestalteten Raum (z.B. Innenarchitektur, Möblierung) bis zum ausgestatteten Raum (z.B. Technik, Dekoration) reicht. Die Implikationen der Architektur für Interaktion sind der prospektiv wirksame Ausdruck davon, dass Architektur – retrospektiv – als gebaute und gestaltete Antwort (im Sinne einer Lösung) für grundlegende Probleme sozialer Interaktion analysiert werden kann. Architektur lässt sich nach diesem Verständnis als ein komplexes Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen verstehen. ¹²⁵ Diese Benutzbarkeitshinweise sind dafür verantwortlich, dass der Raum als Ressource der Interaktion im Alltag auf höchst effektive wie unauffällige Weise fungieren kann. Sie lassen sich eigenständig anhand der Erscheinungsformen der Architektur analysieren – auch ohne dass in den fraglichen Räumen Personen anwesend sind und interagiert wird. Dieses Konzept von Architektur-als-Kommunikation, das sich in den letzten Jahren vor allem im Bereich der neueren Architektursoziologie entwickelt hat, ¹²⁶ ist bislang noch kaum mit dem konversationsanalytischen Konzept des Interaktionsraums verbunden worden. In der Tat ist der Interaktionsraum von der Interaktionsarchitektur eines Raumes strikt zu trennen: Die Interaktionsarchitektur beruht auf architektonischen Erscheinungsformen, der Interaktionsraum auf Erscheinungsformen von Kopräsens (Wahrnehmungen, Bewegungen, Handlungen der Anwesenden). Das eine sollte man nicht gegen das andere ausspielen, also z.B. einen Interaktionsdeterminismus gegen einen Raumdeterminismus. Nur dann kann man sehen, wie in der Interaktionsarchitektur eine Art »Archäologie der Interaktion« greifbar wird und umgekehrt im Interaktionsraum eine bestimmte Architektur mit den Bordinstrumenten der Interaktion relevant gesetzt wird (oder auch nicht).

Wenn die Interaktionsarchitektur und der Interaktionsraum die beiden Pole eines Kontinuums von Raum und Interaktion ausmachen, steht zwischen diesen Polen die »Sozialtopographie« des Raumes. Wir fassen damit die Beobachtung, dass sich Benutzbarkeitshinweise nicht nur auf basale Implikationen für Wahrnehmung und Bewegung erstrecken (in Form von Navigationshinweisen), sondern auch auf voraussetzungsreichere Implikationen für Handlungen innerhalb bestimmter sozialer Praktiken (in Form von Partizipationshinweisen). Offenkundig sind solche Handlungsimplicationen immer schon Ausdruck gesellschaftlich wie kulturell vermittelter und geprägter Interaktionsorientierungen, die Raumnutzerinnen und -nutzern vertrautheitsabhängig im Sinne handlungspraktischer Wissensgrundlagen zur Verfügung stehen. Wir fassen diese stark wissens- und vertrautheitsabhängigen Implikationen unter dem (aus der Sozialstrukturanalyse bekannten) Begriff der Sozialtopographie¹²⁷ und die entsprechenden kognitiven Ressourcen als sozialtopographisches Wissen. Die Abbildung 12 veranschaulicht die Relation der verschiedenen Konzepte und illustriert dieses Konzept mit Abbildungen leerer und besetzter Hörsäle.

Abb. 12: Interaktionsarchitektur als Ressource der Interaktion (eigene Darstellung)



Die Interaktionsarchitektur manifestiert sich auch im leeren Hörsaal in den architektonischen Erscheinungsformen dieses Raumes und seinen

sich daraus ergebenden Navigations- und Interpretationshinweisen. Die Sozialtopographie verweist auf die gleichen Erscheinungsformen als vertrautheitsabhängige »recognitionals« der Hörsaalarchitektur. Die daraus resultierenden Partizipationshinweise sind Teil der Sozialtopographie des Raumes, wie sie auch am Nutzungsverhalten Einzelner ablesbar werden. Der Interaktionsraum schließlich zeigt die Relevantsetzung der Benutzbarkeitshinweise durch Interaktion: Er ist deshalb situativ flüchtig und von Augenblick zu Augenblick dynamisch, weil auf Prozesse der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation angewiesen. Er ist Teil der kopräsenzbauierten Interaktion der Beteiligten. Die Abbildung soll einen Eindruck davon vermitteln, dass und wie Kopräsenz im Raum durch die Sozialtopographie und die Interaktionsarchitektur konfiguriert werden.

